

Apophatik und Prozess als Grenzbegriffe der Ontologie

Eine transzendente Begründung der Invarianzthese

Abstract

Dieser Aufsatz stellt eine stark komprimierte Fassung der zwölf Vorlesungen von Erwin Ott über [Apophatik und Prozess als Grenzbegriffe der Ontologie](#) dar. Die Untersuchung entwickelt und begründet die These, dass apophatische (negative) und prozessuale Figuren nicht als historisch kontingente Motive bestimmter philosophischer Traditionen zu verstehen sind, sondern als strukturell notwendige Reaktionen auf eine Grenzstruktur, die dem ontologischen Denken selbst immanent ist.

Die Arbeit gliedert sich in vier Teile. Der erste Teil legt die begrifflichen Grundlagen: Ausgehend von der reflexiven Wendung der Ontologie werden die drei Figuren des Scheiterns positiver Selbstfundierung – infiniter Regress, Zirkel und Überschuss – analysiert, und der Überschuss wird als produktive Figur ausgewiesen. Eine Typologie der Negativität (logische Negation, bestimmende Negation, ontologische Nicht-Identität) wird entwickelt, und der Grenzbegriff wird als immanente Differenzstruktur mit doppelter Funktion – Ermöglichung und Entzug – bestimmt.

Der zweite Teil führt zwei genealogische Fallstudien durch, die die Invarianzthese empirisch stützen. Nāgārjunas prasaṅga-Argumentation wird als performative Apophatik ausgewiesen, die die svabhāva-Annahme von innen her zum Zusammenbruch bringt, ohne eine eigene positive These aufzustellen; die śūnyatā erweist sich als ontologische, nicht nihilistische Kategorie, deren prozessuale Kehrseite das pratīyasamutpāda ist. Whiteheads Prozessphilosophie wird als systematische Verbindung von prozessualer und apophatischer Dimension analysiert: Die Kreativität als ultimatives Prinzip entzieht sich jeder vollständigen positiven Bestimmung und erfüllt strukturell die Funktion eines apophatischen Grenzbegriffs. Beide Fallstudien belegen die strukturelle Homologie trotz erheblicher inhaltlicher Differenzen.

Der dritte Teil systematisiert den Befund. Die ontologische Apophatik wird als der systematisch fundamentale Typ apophatischer Operation ausgewiesen: Sie zeigt, dass der Grund der Bestimmbarkeit sich jeder vollständigen positiven Bestimmung entziehen muss, weil jede solche Bestimmung ihn in die Ordnung des Bestimmten überführen würde. Die transzendente Deduktion der Invarianzthese wird in drei Schritten entwickelt: Jede vollständige Ontologie muss auf den Grund der Bestimmbarkeit stoßen (reflexive Wendung); dieser Grund ist nicht vollständig bestimmbar (Ursprung der apophatischen Figur); unter dieser Bedingung kann Identität nur prozessual verstanden werden – als Resultat von Relationen, als temporäre Stabilisierung, als offene Prozessualität ohne Telos (Ursprung der prozessualen Figur). Eine Auseinandersetzung mit zeitgenössischen Varianten substanzontologischen Denkens (Lowe, Fine, Vier-Dimensionalismus) zeigt, dass diese an derselben Grenze scheitern – Substanz erweist sich als Grenzverfehlung.

Der vierte Teil entwickelt den systematischen Entwurf einer nicht-substantiellen Ontologie mit fünf Strukturmomenten: Relationalität (Knotenpunkte statt Substanzen), Prozessualität

(Stabilisierung als Leistung), Negativität (Überschuss als konstitutives Merkmal), Gradualität (Identität und Stabilität als Grade) und Offenheit (ontologische Produktivität und genuine Neuheit). Drei Anwendungen auf klassische philosophische Probleme – das Universalienproblem (Lösung durch partielle Isomorphie relationaler Positionen), das Problem der Kausalität (prozessuale Kontinuität statt Substanzenkausalität) und das Problem der personalen Identität (prozessualer Knotenpunkt ohne Seelensubstanz) – zeigen die Tragfähigkeit des Entwurfs.

Der Aufsatz schließt mit einer Bestimmung des Programms einer strengen globalen Philosophie: Strenge wird definiert als Rechenschaftspflicht, epistemische Bescheidenheit und systematische Produktivität; globale Philosophie wird verstanden als Problemrekonstruktion auf der Ebene struktureller Operationen, nicht als Kanonisierung oder kultureller Dialog. Die spezifischen Beiträge der westlichen Tradition (transzendente Reflexion und Negativitätstypologie), der indischen Tradition (Präzision der apophatischen Dimension) und der chinesischen Tradition (prozessuale Immanenz des Grundes) werden gewürdigt. Drei offene Fragen für zukünftige Forschung werden formuliert: das Verhältnis der nicht-substantiellen Ontologie zu den Wissenschaften, ihre Implikationen für die normative Theorie und die Grenzen der Invarianzthese als Forschungsprogramm.

Der Anhang erprobt die Invarianzthese an drei ergänzenden Testfällen: Karen Barads agentiellem Realismus (als unerwarteter Zeuge, der aus der Quantenmechanik zur selben Grenzstruktur gelangt), Ibn Rushds Vollkommenheitslogik (als widerständiger Fall, der die reflexive Wendung vermeidet) und der Nyāya-Vaiśeṣika-Tradition (als negativer Testfall, der zeigt, dass die Grenzstruktur auch dort präsent ist, wo sie nicht als solche thematisiert wird).

Die zentrale These des Aufsatzes lautet: Apophatik und Prozess sind keine konkurrierenden Ontologien, sondern komplementäre Grenzbegriffe derselben Grenzstruktur. Sie sind die beiden grundlegenden Weisen, auf die das ontologische Denken reagiert, wenn es seine eigene Voraussetzungsstruktur vollständig reflektiert. Die Arbeit an dieser Grenzstruktur ist keine abgeschlossene Systematik, sondern eine permanente Aufgabe des philosophischen Denkens – ein Forschungsprogramm, das zur weiteren Arbeit einlädt.

Einleitung

1. Das Problem und die These
2. Methodische Vorbemerkung
3. Aufbau des Aufsatzes
4. Drei Vorbemerkungen

Teil I: Die Grundlegung

Kapitel 1: Die drei Typen der Negativität

- 1.1 Die Notwendigkeit einer Taxonomie
- 1.2 Logische Negation – Immanenz, Bestimmtheit, Symmetrie
- 1.3 Bestimmende Negation – Hegels produktive Negativität

1.4 Ontologische Nicht-Identität – Struktur, Funktion, Differenz zu Hegel

Kapitel 2: Die Grenze als immanente Differenzstruktur

2.1 Zwei Fehldeutungen der Grenze

2.2 Grenze als immanente Differenzstruktur

2.3 Die doppelte Funktion der Grenze: Ermöglichung und Entzug

2.4 Grenze, Reflexivität und operative Struktur

Kapitel 3: Die drei Aporien positiver Selbstfundierung

3.1 Der infinite Regress

3.2 Der Zirkel

3.3 Der Überschuss als produktive Figur des Scheiterns

Kapitel 4: Das transzendente Modell

4.1 Abgrenzung gegen empirische und universalistische Begründung

4.2 Das transzendente Modell: Bedingungen der Möglichkeit von Ontologie

4.3 Die reflexive Struktur der transzendentalen Argumentation

Teil II: Zwei genealogische Fallstudien

Kapitel 5: Nāgārjuna – Performative Apophatik im Madhyamaka

5.1 Die Problemkonstellation: svabhāva und die Krise der Abhidharma-Ontologie

5.2 Die svabhāva-Kritik und ihre drei Argumentationsschritte

5.3 Śūnyatā als ontologische, nicht nihilistische Kategorie

5.4 Das prasaṅga-Argument als performative Apophatik

5.5 Pratītyasamutpāda und die prozessuale Dimension

5.6 Die Selbstanwendung: śūnyatā ist selbst leer

Kapitel 6: Whitehead – Prozess und Apophatik in der spekulativen Metaphysik

6.1 Die Problemkonstellation: Wissenschaft, Substanz und ihre Grenzen

6.2 Actual occasions und Prehension: Relationalität als konstitutiv

6.3 Kreativität als unbestimmbares Prinzip

6.4 Die apophatische Dimension des Kreativitätsbegriffs

6.5 Die strukturelle Verbindung von Prozess und Apophatik

Methodische Bilanz der Fallstudien

- Strukturelle Homologie trotz inhaltlicher Differenz
- Die vier Strukturmerkmale performativer Apophatik

Teil III: Systematische Theorie der Grenzstruktur

Kapitel 7: Ontologische Apophatik – der systematisch fundamentale Typ

- 7.1 Die ontologische Grundstruktur: Bedingung und Bedingtes
- 7.2 Die konstitutive Unbestimmbarkeit – kein Defizit, sondern Überfülle
- 7.3 Reflexion zweiter Ordnung als angemessene Reaktionsform
- 7.4 Zwei Präzisierungen: der Ermöglichungsgrund ist nicht nichts; Wahrheitsanspruch
- 7.5 Die Komplementarität von Apophatik und Prozess

Kapitel 8: Performative Apophatik – die Vollzugsdimension

- 8.1 Performativität als Grundbegriff
- 8.2 Die vier Strukturmerkmale der performativen Apophatik
- 8.3 Zeigen und Sagen: warum der Tractatus nicht das letzte Wort ist
- 8.4 Sprache als Medium, nicht als Grenze

Kapitel 9: Die transzendente Deduktion der Invarianzthese

- 9.1 Rekapitulation des Begründungsproblems
- 9.2 Erster Schritt: Jede Ontologie muss auf den Grund der Bestimmbarkeit stoßen
- 9.3 Zweiter Schritt: Der Grund ist nicht vollständig bestimmbar
- 9.4 Dritter Schritt: Identität unter Bedingungen von Relationalität und Veränderung

Kapitel 10: Die Grenzen der Substanzontologie – eine zeitgenössische Konfrontation

- 10.1 Der gemeinsame blinde Fleck der Substanzontologie
- 10.2 Lowes Neo-Aristotelismus: Auslagerung der Grenzstruktur
- 10.3 Kit Fines Essentialismus: das primordiale grounding
- 10.4 Vier-Dimensionalismus: Prozessualisierung ohne Apophatik
- 10.5 Konsequenz: Substanz als Grenzverfehlung

Teil IV: Die nicht-substantielle Ontologie

Kapitel 11: Fünf Strukturmomente einer Ontologie der Grenze

- 11.1 Relationalität – Knotenpunkte statt Substanzen
- 11.2 Prozessualität – Stabilisierung als Leistung
- 11.3 Negativität – Überschuss als konstitutives Merkmal
- 11.4 Gradualität – Identität und Stabilität als Grade
- 11.5 Offenheit – ontologische Produktivität und genuine Neuheit

Kapitel 12: Drei Anwendungen (1.000 Wörter)

- 12.1 Das Universalienproblem – partielle Isomorphie relationaler Positionen
- 12.2 Kausalität – prozessuale Kontinuität statt Substanzenkausalität
- 12.3 Personale Identität – prozessualer Knotenpunkt ohne Seelensubstanz

Schluss: Globale Philosophie und offene Fragen

Kapitel 13: Was die Traditionen einander geben können

- 13.1 Die westliche Tradition: transzendente Reflexion und Negativitätstypologie
- 13.2 Die indische Tradition: Präzision der apophatischen Dimension
- 13.3 Die chinesische Tradition: prozessuale Immanenz des Grundes

Kapitel 14: Drei offene Fragen

- 14.1 Nicht-substantielle Ontologie und Philosophie der Wissenschaften
- 14.2 Grenzontologie und normative Theorie
- 14.3 Grenzen der Invarianzthese als Forschungsprogramm

Kapitel 15: Abschluss – Ontologie als Grenzreflexion

Anhang (als integrierter Bestandteil, ca. 1.500 Wörter)

Drei ergänzende Testfälle

- A. Karen Barad – Agentieller Realismus als unerwarteter Zeuge (500 Wörter)
- B. Ibn Rushd – Vollkommenheitslogik als widerständiger Fall (500 Wörter)
- C. Nyāya-Vaiśeṣika – Negativer Testfall positiver Ontologie (500 Wörter)

Gesamtauswertung der Fallstudien der Vorlesung

Einleitung

1. Das Problem und die These

Es gibt philosophische Probleme, die sich verstecken. Sie liegen nicht an der Oberfläche philosophischer Diskurse, sondern in deren Voraussetzungen. Sie werden nicht gelöst, weil sie meist nicht einmal als Probleme erkannt werden. Und doch kehren sie wieder – in verschiedenen Kontexten, in verschiedenen Sprachen, in verschiedenen Jahrhunderten – weil die Voraussetzungen, in denen sie schlummern, überall dieselben sind, wo immer philosophisches Denken seinen eigenen Anspruch ernst nimmt.

Das Problem, von dem dieser Aufsatz handelt, gehört zur zweiten Sorte. Es lässt sich in einer schlichten Frage formulieren: Wenn Ontologie die allgemeinsten Bestimmungen des Seienden zu explizieren versucht, was ist dann der Status dieser Bestimmungen selbst? Sind sie ihrerseits bestimmbar? Und wenn ja: wodurch? Oder verweisen sie auf einen Grund, der sich einer vollständigen ontologischen Bestimmung entzieht?

Diese Frage klingt technisch. Sie ist es auch. Aber hinter ihrer technischen Form verbirgt sich die Einsicht, dass ontologisches Denken, wenn es konsequent betrieben wird, notwendig an eine Grenze stößt, die es nicht selbst erzeugt hat und die es nicht durch

weitere Bestimmungen überwinden kann. Diese Grenze ist nicht das Ende des Denkens. Sie ist, wie sich zeigen wird, sein eigentlicher Anfang.

Die These, die dieser Aufsatz entwickelt und begründet, lautet: Zwei der beharrlichsten und zugleich am häufigsten missverstandenen Figuren der Philosophiegeschichte – die apophatische und die prozessuale – sind als systematische Reaktionen auf genau diese Grenzstruktur zu verstehen. Sie entstehen nicht aus kulturellen Vorlieben, religiösen Antrieben oder spekulativen Überschüssen. Sie entstehen aus der inneren Logik ontologischen Denkens selbst, sobald dieses beginnt, seine eigenen Voraussetzungen zu reflektieren. Und weil diese Logik nicht an kulturelle Grenzen gebunden ist, kehren diese Figuren in verschiedenen philosophischen Traditionen wieder – nicht durch gegenseitigen Einfluss, sondern durch strukturelle Notwendigkeit.

Die Invarianzthese, die den Kern dieser Untersuchung bildet, hat drei Bestandteile. Erstens: Ontologie, vollständig betrieben – das heißt unter Reflexion der Bedingungen ihrer eigenen Bestimmungsleistung – stößt notwendig auf eine Grenzstruktur, in der sich die Bedingung der Bestimmtheit einer vollständigen positiven Bestimmung entzieht. Zweitens: Apophatische und prozessuale Figuren sind die beiden grundlegenden Weisen, auf diese Grenzstruktur philosophisch zu reagieren. Drittens: Weil der ontologische Fragetyp nicht an bestimmte kulturelle Kontexte gebunden ist, können apophatische und prozessuale Figuren überall dort auftreten, wo dieser Fragetyp verfolgt wird. Ihre Wiederkehr in verschiedenen philosophischen Traditionen ist daher nicht zufällig, sondern Ausdruck einer strukturellen Notwendigkeit.

Diese These hat, wenn sie richtig ist, weitreichende Konsequenzen. Für die Ontologie bedeutet sie, dass jede Ontologie, die ihre eigene Grenzstruktur nicht mitreflektiert, ihren Gegenstand verfehlt – nicht aus mangelnder Sorgfalt, sondern weil sie eine Dimension ausschließt, die zu ihrem Gegenstand wesentlich gehört. Für die globale Philosophie bedeutet sie, dass der Vergleich verschiedener Traditionen nicht primär kulturhistorisch, sondern strukturell geführt werden muss: nicht als Auflistung von Ähnlichkeiten und Differenzen zwischen Lehrmeinungen, sondern als Rekonstruktion gemeinsamer Problemdynamiken, auf die verschiedene Traditionen reagieren.

2. Methodische Vorbemerkung

Die Methode, die dieser Aufsatz verwendet, ist die genealogische Problemrekonstruktion. Sie unterscheidet sich von der Ideengeschichte ebenso wie vom Motivvergleich.

Ideengeschichte rekonstruiert, wer was wann gedacht und von wem er es übernommen hat. Sie fragt nach Ursprüngen, Einflüssen und Überlieferungslinien. Dies ist ein legitimes Unternehmen, aber es ist nicht dasjenige, das hier verfolgt wird. Genealogie im hier verwendeten Sinn fragt nach den strukturellen Zwängen, die bestimmte Begriffsbildungen notwendig machen. Sie fragt: Welches Problem hat dieses Denken erzeugt? Auf welche Schwierigkeit reagiert diese begriffliche Operation? Welche Spannung innerhalb einer vorherigen Position hat die Entwicklung in eine bestimmte Richtung getrieben? Diese Fragestellung ist nicht historisch gleichgültig, aber der Akzent liegt nicht auf historischer Kontingenz, sondern auf struktureller Logik.

Der Motivvergleich identifiziert thematische Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen Traditionen und stellt sie nebeneinander. Er hat einen heuristischen Wert, aber als philosophische Methode ist er unzureichend. Der Motivvergleich setzt die Vergleichbarkeit der Motive voraus, ohne zu prüfen, ob diese Vergleichbarkeit philosophisch signifikant ist. Zwei Traditionen können dasselbe Wort – Unsagbarkeit, Leerheit, Werden – verwenden und damit vollständig verschiedene philosophische Operationen vollziehen, weil sie auf vollständig verschiedene Probleme reagieren. Umgekehrt können zwei Traditionen sehr verschiedene Terme verwenden und dennoch strukturell dieselbe Operation vollziehen.

Die genealogische Methode operiert daher auf der Ebene der strukturellen Operationen, nicht auf der Ebene der Terme. Sie vollzieht sich in vier Schritten: Rekonstruktion der Problemkonstellation, Identifikation der strukturellen Spannung, Analyse der philosophischen Reaktion und strukturelle Abstraktion. Das Ziel ist nicht, zu zeigen, was Plotin oder Nāgārjuna gedacht haben, sondern unter welchen Bedingungen das, was sie gedacht haben, notwendig werden konnte.

Strukturelle Homologie bedeutet dabei nicht inhaltliche Identität. Zwei Positionen sind strukturell homolog nicht, weil sie dasselbe behaupten, sondern weil sie dieselbe Art von Operation vollziehen, um dieselbe Art von Problem zu bearbeiten. Die Differenzen zwischen Positionen sind philosophisch bedeutsam und werden explizit thematisiert. Gerade diese Differenzen zeigen, dass die strukturelle Homologie nicht auf oberflächlicher Ähnlichkeit beruht, sondern auf einer tieferliegenden Gemeinsamkeit der Problemstruktur.

3. Aufbau des Aufsatzes

Der Aufsatz gliedert sich in vier Teile. Der erste Teil legt die begrifflichen Grundlagen. Ausgehend von der reflexiven Wendung der Ontologie werden die drei Figuren des Scheiterns positiver Selbstfundierung analysiert und der Überschuss als produktive Figur ausgewiesen. Eine Typologie der Negativität wird entwickelt, und der Grenzbegriff wird als immanente Differenzstruktur mit doppelter Funktion – Ermöglichung und Entzug – bestimmt.

Der zweite Teil führt zwei genealogische Fallstudien durch. Nāgārjuna wird als Vertreter der indischen Philosophie analysiert, dessen prasaṅga-Argumentation als performative Apophatik ausgewiesen wird. Whitehead wird als Vertreter der westlichen Moderne analysiert, dessen Kreativitätsbegriff strukturell die Funktion eines apophatischen Grenzbegriffs erfüllt. Beide Fallstudien belegen die strukturelle Invarianz bei gleichzeitiger Anerkennung tiefergehender inhaltlicher Differenzen.

Der dritte Teil systematisiert den Befund. Die ontologische Apophatik wird als der systematisch fundamentale Typ apophatischer Operation ausgewiesen. Die transzendente Begründung der Invarianzthese wird in drei Schritten entwickelt: Jede vollständige Ontologie muss auf den Grund der Bestimmbarkeit stoßen; dieser Grund ist nicht vollständig bestimmbar (Ursprung der apophatischen Figur); unter dieser Bedingung kann Identität nur prozessual verstanden werden (Ursprung der prozessualen Figur). Eine Auseinandersetzung mit zeitgenössischen Varianten substanzontologischen Denkens zeigt die Grenzen dieses Ansatzes auf.

Der vierte Teil entwickelt den systematischen Entwurf einer nicht-substantiellen Ontologie mit fünf Strukturmomenten: Relationalität, Prozessualität, Negativität, Gradualität und Offenheit. Der Aufsatz schließt mit einer Bestimmung des Programms einer strengen globalen Philosophie und der Formulierung offener Fragen.

4. Drei Vorbemerkungen

Erste Vorbemerkung: Der Begriff der Notwendigkeit. Die Invarianzthese beansprucht keine logische Notwendigkeit. Sie behauptet nicht, dass der Verzicht auf apophatische und prozessuale Figuren einen formalen Widerspruch impliziert. Sie beansprucht eine transzendente Notwendigkeit im erweiterten Kantischen Sinn: die Notwendigkeit, die sich aus den Bedingungen der Möglichkeit von Ontologie als vollständigem Unternehmen ergibt. Diese Notwendigkeit ist bedingt – sie gilt unter der Voraussetzung, dass Ontologie ihren eigenen Anspruch ernst nimmt und die reflexive Wendung vollzieht –, aber sie ist nicht arbiträr. Sie ergibt sich aus der inneren Logik des ontologischen Fragetyps.

Zweite Vorbemerkung: Apophatik und Prozess als komplementäre Grenzbegriffe. Apophatik ist die Reaktionsform auf den Überschuss im Modus der Negation: Sie markiert die Grenze positiver Bestimmbarkeit des Grundes und schützt die Differenz zwischen Bestimmung und Bedingung. Prozess ist die Reaktionsform auf den Überschuss im Modus der Immanenz: Er beschreibt die immanente Dynamik, durch die Bestimmungen entstehen, ohne je vollständig abgeschlossen zu werden. Beide sind komplementär, weil sie verschiedene Aspekte derselben Grenzstruktur beschreiben, und beide sind notwendig, weil keine allein die vollständige Beschreibung dieser Struktur liefern kann. Die Komplementarität ist keine Synthese im Hegelschen Sinn, sondern eine produktive Spannung.

Dritte Vorbemerkung: Drei Abgrenzungen. Die Position dieses Aufsatzes grenzt sich ab von der naiven positiven Ontologie, die die reflexive Wendung nicht vollzieht und die Grenzstruktur ignoriert. Sie grenzt sich ab von der negativen Theologie als Metaphysik, die die apophatische Einsicht aufnimmt, aber in eine neue Form positiver Aussage über ein absolutes Jenseits transformiert. Sie grenzt sich ab von der bloßen Sprachkritik, die das Grenzproblem ausschließlich als Problem der Sprache versteht und es damit in einen erkenntnistheoretischen oder linguistischen Horizont auflöst. Was in dem so bestimmten Raum positiv verbleibt, ist eine Haltung, die drei Forderungen verbindet: die Forderung der Vollständigkeit (die reflexive Wendung muss vollzogen werden), die Forderung der Immanenz (die Bedingung der Bestimmtheit ist kein transzendentes Jenseits) und die Forderung der Artikulation (die Grenzstruktur ist in den Formen der apophatischen und prozessualen Reaktion denkbar).

Teil I: Die Grundlegung

Kapitel 1: Die drei Typen der Negativität

1.1 Die Notwendigkeit einer Taxonomie

Negativität ist kein einheitlicher Begriff. In der Philosophiegeschichte wird das Wort in sehr verschiedenen Kontexten und mit sehr verschiedenen systematischen Funktionen verwendet. Eine Diskussion, die diese Verschiedenheit nicht beachtet, gleitet unweigerlich

von einem Typ zum anderen, ohne es zu merken, und produziert Argumente, die nur bei einer bestimmten Lesart des Begriffs gültig sind.

Die hier entwickelte Taxonomie unterscheidet drei Typen von Negativität. Ihre Unterscheidung ist nicht historisch motiviert – es geht nicht darum, verschiedene Philosophen verschiedenen Typen zuzuordnen –, sondern systematisch: Die drei Typen unterscheiden sich in ihrer logischen Form, in ihrem ontologischen Status und in der philosophischen Funktion, die sie erfüllen können. Die Unterscheidung ist präzise genug, um Verwechslungen zu verhindern, aber nicht so rigide, dass sie die philosophische Diskussion abschneidet; in der Praxis gibt es Übergänge und Mischformen.

Diese Typologie ist das begriffliche Fundament der gesamten Untersuchung. Von ihrer Präzision hängt ab, ob die apophatische Operation, um die es geht, von anderen Formen der Negation unterschieden werden kann – und ob die strukturellen Homologien, die in den Fallstudien nachgewiesen werden, tatsächlich auf der Ebene der ontologischen Nicht-Identität liegen.

1.2 Logische Negation – Immanenz, Bestimmtheit, Symmetrie

Die logische Negation ist die elementarste und formal am besten beschriebene Form von Negativität. Sie ist die Operation, durch die einer Aussage oder einem Sachverhalt das Gegenteil zugesprochen wird: nicht-p ist die Negation von p; p und nicht-p schließen sich gegenseitig aus. In der formalen Logik ist die Negation ein einstelliger Operator, der eine Aussage in ihr Gegenteil transformiert.

Die logische Negation hat drei Charakteristika, die sie von den anderen Typen unterscheiden. Das erste Charakteristikum ist ihre Immanenz. Die logische Negation operiert innerhalb einer gegebenen Differenzordnung, ohne diese Ordnung selbst in Frage zu stellen. Wenn gesagt wird, dass etwas nicht rot ist, operiert diese Negation innerhalb des Raums möglicher Farbeigenschaften und schließt eine bestimmte Farbe aus. Der Rahmen – der Raum möglicher Farbeigenschaften – ist durch die Negation selbst nicht betroffen; er wird vorausgesetzt.

Das zweite Charakteristikum ist ihre Bestimmtheit. Jede logische Negation ist eine bestimmte Negation: Sie schließt etwas Bestimmtes aus. Nicht-rot ist nicht eine beliebige Abwesenheit, sondern die bestimmte Abwesenheit von Rot. Diese Bestimmtheit der Negation ist konstitutiv: Eine vollständig unbestimmte Negation wäre keine Negation, sondern eine leere Form.

Das dritte Charakteristikum ist ihre Symmetrie. Die logische Negation ist in einem formalen Sinn symmetrisch: Die Negation der Negation führt zurück zum Ausgangspunkt. Nicht-nicht-p ist p; die doppelte Negation hebt sich auf.

Für das Unternehmen dieser Untersuchung hat die logische Negation eine begrenzte Funktion. Sie ist das Werkzeug der apophatischen Operation auf der Oberfläche: Wenn apophatisches Denken sagt, dass der Grund der Bestimmtheit nicht endlich ist, nicht zeitlich, nicht räumlich, vollzieht es eine Reihe logischer Negationen. Aber diese Negationen sind nicht der Kern der apophatischen Operation; sie sind ihre Ausdrucksform. Was die

apophatische Operation eigentlich vollzieht, ist nicht die Aussage über bestimmte Eigenschaften, die dem Grund fehlen, sondern die Reflexion auf die Unmöglichkeit vollständiger positiver Bestimmung des Grundes überhaupt. Dafür reicht die logische Negation nicht aus. Sie setzt die Ordnung voraus, innerhalb derer sie operiert, und kann daher nicht die Grenze dieser Ordnung selbst thematisieren.

1.3 Bestimmende Negation – Hegels produktive Negativität

Der zweite Typ ist die bestimmende Negation, die paradigmatisch in Hegels Logik ausgearbeitet ist. Sie unterscheidet sich von der logischen Negation in einem fundamentalen Punkt: Sie ist nicht immanent, sondern produktiv. Die bestimmende Negation erzeugt durch die Negation einen neuen Inhalt; sie führt nicht einfach zurück zum Ausgangspunkt, sondern über ihn hinaus.

Hegels Formulierung in der Wissenschaft der Logik ist in diesem Zusammenhang kanonisch. Die Negation, die im dialektischen Prozess vollzogen wird, ist nicht eine äußerliche Verneinung, die einen Inhalt einfach tilgt, sondern eine bestimmte Negation, die den negierten Inhalt in sich bewahrt und auf ein höheres Niveau hebt. Die Aufhebung – Hegels Schlüsselbegriff – bedeutet dreifach: aufheben im Sinn von vernichten, aufheben im Sinn von bewahren, und aufheben im Sinn von auf eine höhere Ebene heben. Die bestimmende Negation ist die logische Struktur dieser dreifachen Bewegung.

Diese Struktur hat eine wichtige Konsequenz für den Status der Identität. In der formalen Logik ist Identität eine Voraussetzung: A ist A , unabhängig von jeder Negation. In Hegels Logik ist Identität ein Resultat: A ist A nur durch die Bewegung der Negation und Aufhebung; die Identität konstituiert sich im Vollzug dieser Bewegung.

Drei Eigenschaften unterscheiden die bestimmende Negation von der logischen Negation. Erstens ihre Asymmetrie. Die Negation der Negation führt bei Hegel nicht zurück zum Ausgangspunkt, sondern zu einem dritten Moment, das die beiden vorherigen enthält und übersteigt. Die doppelte Negation erzeugt synthetisch Neues; sie ist keine Annullierung, sondern eine Transformation. Zweitens ihre Relationalität. Die bestimmende Negation konstituiert keine isolierten Inhalte, sondern Relationen zwischen Inhalten. Was negiert wird, wird nicht einfach beseitigt; es tritt in eine bestimmte Beziehung zu dem, was es negiert, und diese Beziehung ist konstitutiv für beide Terme. Drittens ihre Teleologie. Die bestimmende Negation bei Hegel ist nicht richtungslos; sie ist in einen teleologischen Rahmen eingebettet. Die dialektische Bewegung hat ein Ziel: den absoluten Begriff, das vollständig bei sich seiende Wissen.

Für die Untersuchung ist der zweite Typ philosophisch weitaus interessanter als der erste. Die bestimmende Negation erfasst etwas, das für die apophatische und die prozessuale Reaktionsform wesentlich ist: die Produktivität der Negation, die Tatsache, dass Negation nicht nur ausschließt, sondern konstituiert. Identität als Resultat von Negation, nicht als ihre Voraussetzung – das ist eine Einsicht, die die prozessuale Reaktionsform in ihrem Kern enthält. Aber die bestimmende Negation im hegelschen Sinn reicht für die Zwecke dieser Untersuchung nicht aus. Sie ist in eine Totalisierungslogik eingebettet, die auf Vollständigkeit zielt. Der Überschuss, der sich positiver Bestimmung entzieht, wird im hegelschen System durch die vollendete Aufhebungsbewegung eingeholt.

1.4 Ontologische Nicht-Identität – Struktur, Funktion, Differenz zu Hegel

Der dritte Typ ist derjenige, den diese Untersuchung für ihre systematischen Zwecke benötigt. Er wird als ontologische Nicht-Identität bezeichnet, weil dieser Begriff die wesentliche Eigenschaft am direktesten beschreibt: Es handelt sich um eine Negativität, die nicht in Identität aufgeht – weder durch die Umkehrung der logischen Negation noch durch die Aufhebung der bestimmenden Negation.

Um den dritten Typ zu verstehen, ist es hilfreich, ihn von den ersten beiden durch eine gemeinsame Frage abzugrenzen: Was leistet die Negation in Bezug auf Identität? Die logische Negation setzt Identität voraus und operiert auf ihrer Grundlage: Ich muss wissen, was A ist, um nicht-A zu bilden. Die bestimmende Negation erzeugt Identität als Resultat: A ist A durch die Bewegung der Negation und Aufhebung. Die ontologische Nicht-Identität dagegen beschreibt eine Negativität, die der Identität immanent bleibt, ohne von ihr eingeholt zu werden. Sie ist weder Voraussetzung noch Produkt der Identität, sondern ihre innere Struktur: eine Differenz, die jede Identität von innen her durchzieht und die nicht durch Aufhebung oder Vollendung neutralisiert werden kann.

Die Struktur der ontologischen Nicht-Identität: Ontologische Nicht-Identität ist die Differenz, die einer Identität immanent ist, ohne mit ihr identisch zu sein. Sie ist nicht die Differenz zwischen zwei Identitäten – das wäre eine Differenz, die von außen kommt und die beiden Identitäten voraussetzt. Sie ist die Differenz innerhalb einer Identität: die Tatsache, dass jede Identität eine innere Struktur hat, die nicht vollständig in der Identität aufgeht, sondern über sie hinausweist.

Woher kommt diese innere Differenz? Sie folgt aus der Differenzstruktur von Bestimmung. Bestimmung ist wesentlich Abgrenzung: Etwas ist bestimmt, insofern es von anderem unterschieden wird. Diese Abgrenzung ist nicht eine äußerliche Relation zwischen zwei bereits fertigen Identitäten; sie ist konstitutiv für die Identität selbst. Jede Identität verweist in ihrer eigenen Konstitution auf etwas, das nicht mit ihr identisch ist – auf die Relationen, die Differenzen, den Kontext, innerhalb dessen sie bestimmt ist. Diese Verweisstruktur ist die ontologische Nicht-Identität.

Die ontologische Funktion: Die ontologische Nicht-Identität erfüllt eine dreifache Funktion. Erstens die Ermöglichung von Bestimmtheit. Ohne die innere Differenz, durch die jede Identität konstituiert wird, gäbe es keine Bestimmtheit; es gäbe nur undifferenzierte Indifferenz. Zweitens die Offenhaltung des Bestimmungsraums. Weil ontologische Nicht-Identität der Identität immanent bleibt, ist jede Bestimmung strukturell offen: Sie ist nie vollständig abgeschlossen, weil die Differenz, die sie konstituiert, immer über sie hinausweist. Drittens die Markierung der Grenze positiver Bestimmbarkeit. Weil ontologische Nicht-Identität der Bedingung der Bestimmtheit immanent ist, kann diese Bedingung nicht vollständig positiv bestimmt werden.

Die Unterscheidung von den anderen Typen: Gegenüber der logischen Negation ist die ontologische Nicht-Identität die Struktur der Ordnung selbst, nicht eine Operation innerhalb der Ordnung. Gegenüber der bestimmenden Negation ist sie produktiv, aber nicht

teleologisch eingeholt. Sie bleibt als irreduzible Differenz erhalten, auch wenn die Identität, die sie konstituiert, vollständig ausgebildet ist.

Die Differenz zu Hegel: Hier liegt die fundamentale Abweichung. Hegels bestimmende Negation ist produktiv, aber teleologisch: Sie zielt auf Aufhebung und letztliche Einholung des Negativen in den vollständigen Begriff. Die ontologische Nicht-Identität ist ebenfalls produktiv, aber sie ist nicht teleologisch eingeholt. Sie bleibt als irreduzible Differenz erhalten. Dies ist keine externe Kritik an Hegel, sondern eine immanente: Die Aufhebungsbewegung setzt die ontologische Nicht-Identität voraus, die sie einzuholen versucht. Wenn die Bewegung an ihrem Telos ankommt und alle Negativität eingeholt hat, hat sie die Bedingung ihrer eigenen Bewegung aufgelöst.

Das Verhältnis der drei Typen: Die logische Negation setzt den dritten Typ voraus, ohne ihn zu thematisieren. Die bestimmende Negation nähert sich dem dritten Typ, bindet ihn aber in eine Totalisierungslogik. Der dritte Typ ist derjenige, der für die systematischen Zwecke dieser Untersuchung grundlegend ist. Er beschreibt die strukturelle Negativität, die der Bestimmtheit immanent ist und die weder durch logische Umkehrung noch durch dialektische Aufhebung eingeholt werden kann. Er ist der Begriff, der die apophatische Reaktionsform ontologisch fundiert und die prozessuale Reaktionsform ontologisch motiviert.

Kapitel 2: Die Grenze als immanente Differenzstruktur

2.1 Zwei Fehldeutungen der Grenze

Der Grenzbegriff ist in der philosophischen Tradition auf zwei Weisen missverstanden worden, die das Verständnis der hier entwickelten Position systematisch behindern. Beide Fehldeutungen müssen zu Beginn ausgeräumt werden, damit der positive Begriff der Grenze als immanente Differenzstruktur in seiner spezifischen Kontur sichtbar wird.

Die Grenze als äußerer Abbruch: Die verbreitetste Fehldeutung ist das Verständnis der Grenze als äußerem Abbruch. In dieser Deutung ist die Grenze eine Linie, an der etwas endet: das Gebiet des Wissens, des Sagbaren, des Bestimmbaren. Jenseits dieser Linie beginnt ein anderes Gebiet, das nach dieser Deutung entweder vollständig unzugänglich ist oder gar nicht existiert.

Diese Auffassung findet sich in einer bestimmten Lesart von Kants Kritik der reinen Vernunft, die die transzendentalen Bedingungen der Erfahrung als äußere Schranken des Erkennens beschreibt. Sie findet sich in der frühen Wittgenstein-Deutung, die das Schweigen am Ende des Tractatus als Konstatierung einer äußeren Grenze des Sagbaren interpretiert. Und sie findet sich in populären Varianten agnostischer Religionsphilosophie.

Der philosophische Einwand gegen dieses Verständnis ist entscheidend: Ein äußerer Abbruch ist selbst eine Bestimmung. Wenn ich sage, dass die Grenze dort liegt, wo etwas endet und etwas anderes beginnt, dann habe ich sowohl das Ende als auch die Grenze selbst bestimmt. Die Grenze als äußerer Abbruch ist eine Aussage über eine bestimmte Stelle. Aber diese Aussage setzt voraus, dass die Stelle der Grenze selbst bestimmt werden kann. Die Grenze ist damit selbst eine Bestimmung, und das angebliche Jenseits der Bestimmung ist bereits in die Ordnung der Bestimmungen eingeordnet.

Die Grenze als äußerer Abbruch ist eine selbstunterminierende Figur: Sie behauptet eine Grenze des Bestimmbaren und überschreitet diese Grenze in der Behauptung selbst. Für die hier entwickelte Position ist diese Einsicht grundlegend. Der Grenzbegriff ist kein äußerer Abbruch. Er beschreibt keine Stelle, an der das Bestimmbare aufhört und das Unbestimmbare beginnt. Er beschreibt eine interne Struktur des Bestimmens selbst.

Die Grenze als mystischer Rest: Die zweite Fehldeutung ist raffinierter und in der Geschichte des Denkens einflussreicher. Sie besteht darin, die Grenze als mystischen Rest zu verstehen: als etwas Positives, das jenseits der Bestimmung liegt und das durch eine besondere, nicht-begriffliche Erfahrung zugänglich ist. In dieser Deutung ist die Grenze nicht das Ende des Denkens, sondern der Beginn einer anderen Weise des Zugangs zur Wirklichkeit.

Diese Deutung findet sich in religiösen und spirituellen Traditionen, und sie hat eine philosophische Variante in bestimmten Formen der negativen Theologie und des Neuplatonismus. Plotins Weg zur Vereinigung mit dem Einen, Meister Eckharts Mystik des Durchbruchs – all dies kann auf eine Weise gelesen werden, in der die Grenze als der Übergang zu einem mystischen Rest beschrieben wird.

Gegen diese Deutung sind drei Einwände zu erheben. Der erste Einwand betrifft die Privatheit: Eine Grenzstruktur, die nur durch privilegierte Erfahrung zugänglich ist, kann keine systematische philosophische Funktion erfüllen. Der zweite Einwand betrifft die Inkonsistenz: Wenn der mystische Rest als etwas Positives beschrieben wird, ist er selbst eine Bestimmung. Der dritte Einwand betrifft die Funktion: Die Grenzstruktur dieser Untersuchung ist kein positiver Rest, der übrig bleibt, wenn die Bestimmungen abgezogen werden; sie ist die Bedingung, unter der Bestimmungen überhaupt möglich sind.

2.2 Grenze als immanente Differenzstruktur

Nach der Abgrenzung von den beiden Fehldeutungen kann der positive Begriff der Grenze entwickelt werden. Die These lautet: Grenze, ontologisch verstanden, ist eine immanente Differenzstruktur. Sie ist nicht äußerlich – nicht die Linie, an der das Bestimmbare endet –, und sie ist kein positiver Rest – nicht ein Jenseits, das sich jenseits der Bestimmungen verbirgt. Sie ist die innere Struktur des Bestimmens selbst: die Differenz, die jeder Bestimmung immanent ist und die sie über sich selbst hinausweist.

Um diesen positiven Begriff zu entwickeln, ist es hilfreich, von dem auszugehen, was über die ontologische Nicht-Identität gesagt wurde. Die ontologische Nicht-Identität ist die irreduzible innere Differenz, die jeder Identität immanent ist: die Tatsache, dass jede Bestimmung auf Relationen, Kontexte und Bedingungen verweist, die nicht vollständig in ihr aufgehen. Diese innere Differenz ist die Grenze: nicht als äußere Schranke, sondern als die Struktur, die jede Bestimmung konstituiert und zugleich überschreitet.

Die Grenze ist in diesem Sinn eine operative Struktur, keine topologische. Sie ist nicht an einem bestimmten Ort – nicht zwischen dem Bestimmbaren und dem Unbestimmbaren –, sondern sie operiert in jeder Bestimmung: als das, was eine Bestimmung zu dieser spezifischen Bestimmung macht, indem es sie von anderem unterscheidet, und zugleich als

das, was diese Bestimmung über sich hinausweist, indem es auf das verweist, von dem sie sich unterscheidet.

Diese operative Struktur hat zwei Aspekte, die untrennbar zusammengehören. Der erste Aspekt ist die Konstitutionsfunktion. Die Grenze konstituiert das, was sie begrenzt: Sie macht eine Bestimmung zu dieser bestimmten Bestimmung, indem sie sie von anderem abgrenzt. Ohne Grenze gibt es keine Bestimmtheit; Grenze ist nicht das Ende von Bestimmtheit, sondern ihre Bedingung. Diese Konstitutionsfunktion ist die Einsicht, die Hegel unter dem Titel der bestimmenden Negation entwickelt hat: Etwas ist nur durch seine Grenze.

Der zweite Aspekt ist die Überschreitungsfunktion. Die Grenze weist über sich selbst hinaus: Sie verweist auf das, von dem die Bestimmung abgegrenzt wird, und damit auf ein Feld von Relationen und Differenzen, das nicht vollständig in der Bestimmung aufgeht. Diese Überschreitungsfunktion ist nicht dasselbe wie das Hinausdrängen über die Grenze, von dem Hegel im Kontext des Endlichen spricht. Es geht nicht darum, dass die Bestimmung ihre Grenze aufheben und zu einer höheren Einheit gelangen soll. Es geht darum, dass die Grenze selbst – als konstitutive Struktur der Bestimmung – auf eine Dimension verweist, die nicht vollständig in der Bestimmung enthalten ist und nicht durch Aufhebung eingeholt werden kann.

Die Untrennbarkeit dieser beiden Aspekte ist das Entscheidende. Die Grenze konstituiert und überschreitet zugleich: Sie macht eine Bestimmung zu dieser Bestimmung und verweist sie zugleich über sich selbst hinaus. Diese Doppelstruktur ist der Kern des positiven Grenzbegriffs.

2.3 Die doppelte Funktion der Grenze: Ermöglichung und Entzug

Die doppelte Funktion der Grenze – Konstitution und Überschreitung – lässt sich auch als Doppelheit von Ermöglichung und Entzug beschreiben. Diese Beschreibung hat den Vorteil, dass sie die Verbindung zur apophatischen und zur prozessualen Reaktionsform direkt sichtbar macht.

Die Grenze ermöglicht: Sie ist die Bedingung der Möglichkeit von Bestimmtheit. Ohne die immanente Differenzstruktur, die jede Bestimmung von anderem abgrenzt und dadurch konstituiert, gäbe es keine Bestimmungen. Ermöglichung ist daher nicht eine sekundäre Funktion der Grenze; sie ist ihre primäre ontologische Funktion. Jede Bestimmung ist nur dadurch diese bestimmte Bestimmung, dass sie eine Grenze zu dem hat, was sie nicht ist. Die Grenze ist das Organ der Positivität, nicht ihr Hindernis.

Die Grenze entzieht: Sie kann nicht selbst vollständig als bestimmtes Seiendes auftreten, ohne ihre Funktion als Bedingung zu verlieren. Jeder Versuch, die Grenze positiv zu bestimmen – sie als ein Seiendes unter anderen zu behandeln, das selbst vollständig identifizierbar und beschreibbar ist – scheitert, weil die Grenze in dem Moment, in dem sie positiv bestimmt wird, zu einer Bestimmung unter anderen wird. Der Entzug ist keine sekundäre oder akzidentelle Eigenschaft der Grenze; er gehört zu ihrer Weise zu sein.

Diese Doppelheit von Ermöglichung und Entzug ist keine Paradoxie, die aufgelöst werden müsste; sie ist die präzise Beschreibung der ontologischen Funktion der Grenze. Die Grenze ermöglicht Bestimmtheit, indem sie sich ihr entzieht: Nur weil die Grenze nicht selbst vollständig als Bestimmtes auftreten kann, kann sie die Bedingung von Bestimmtheit sein. Wäre sie vollständig bestimmt, wäre sie eine Bestimmung unter anderen und könnte nicht als Bedingung aller Bestimmungen fungieren.

Die Verbindung zur apophatischen Reaktionsform: Diese Struktur definiert die apophatische Reaktionsform. Die apophatische Operation – die Zurückweisung positiver Bestimmungen der Grenze – ist nicht willkürlich oder agnostisch. Sie ist die philosophisch präzise Reaktion auf die Entzugsfunktion der Grenze. Sie beschreibt nicht, was die Grenze ist, weil die Grenze nicht vollständig positiv beschreibbar ist, ohne ihre Funktion zu verlieren. Die Unsagbarkeit, die die apophatische Operation markiert, ist nicht die Unsagbarkeit eines Jenseits, sondern die Unsagbarkeit der Ermöglichungsfunktion selbst.

Die Verbindung zur prozessualen Reaktionsform: Die doppelte Funktion der Grenze bestimmt gleichermaßen die prozessuale Reaktionsform. Die Ermöglichungsfunktion der Grenze ist nicht statisch; sie ist dynamisch. Die Grenze ermöglicht Bestimmungen nicht als ein ruhendes Fundament, sondern als eine operative Struktur, die im Vollzug des Bestimmens wirksam ist und dabei immer neue Differenzierungen erzeugt. Die Offenheit des Bestimmungsraums – die Tatsache, dass immer neue Bestimmungen möglich sind – ist die prozessuale Dimension der Ermöglichungsfunktion. Prozess beschreibt die Grenze von der Seite ihrer Ermöglichungsfunktion her: als die immanente Dynamik, durch die Bestimmungen entstehen, sich transformieren und sich nie vollständig schließen.

2.4 Grenze, Reflexivität und operative Struktur

Ein letztes Charakteristikum des positiven Grenzbegriffs, das in den vorangegangenen Abschnitten angeklungen ist, aber noch nicht explizit thematisiert wurde, ist die Reflexivität. Die Grenze ist nicht nur die Struktur, die Bestimmungen von anderen abgrenzt; sie ist auch die Struktur, durch die das Denken auf sich selbst reflektiert.

Die Reflexivität der Grenze: Wenn die Grenze die Bedingung der Möglichkeit von Bestimmtheit ist, dann gilt dies auch für die Aussagen, die über die Grenze selbst gemacht werden. Die Grenze ist nicht nur das, was Bestimmungen konstituiert; sie ist auch das, worauf das Denken stößt, wenn es seine eigenen Bedingungen reflektiert. Diese Reflexivität ist kein Defizit, das durch eine höherstufige Theorie behoben werden könnte; sie ist ein konstitutives Merkmal der Grenzstruktur.

Die Selbstanwendung der Grenzreflexion hat eine wichtige Konsequenz: Jede Aussage über die Grenze ist selbst von der Grenzstruktur betroffen. Wer sagt, dass die Grenze sich der vollständigen positiven Bestimmung entzieht, macht eine Aussage, die nicht selbst eine positive Bestimmung der Grenze sein darf. Die apophatische Operation muss daher selbstreflexiv werden: Sie muss auf ihre eigenen Aussagen angewendet werden. Dies ist die Struktur, die in der *neti neti*-Formel bei Śaṅkara, in der Lehre von der Leerheit der Leerheit bei Nāgārjuna und im *xuan zhi you xuan* des Daodejing realisiert ist.

Die operative Struktur: Die Grenze ist kein Ort; sie ist eine Funktion. Sie liegt weder rein innen noch rein außen. Sie ist die Struktur, durch die Innen und Außen überhaupt erst konstituiert werden. Ohne Grenze gibt es kein Innen und kein Außen; die Grenze ist die Bedingung dieser Unterscheidung, nicht ihr Resultat.

Diese operative Topologie ist nicht leicht zu denken, weil sie keine stabile Position hat, die durch die üblichen räumlichen Metaphern beschrieben werden kann. Aber genau darin liegt ihre philosophische Bedeutung. Die Grenze ist nicht das, was jenseits der Bestimmungen liegt; sie ist das, was in den Bestimmungen wirkt, ohne in ihnen aufzugehen. Sie ist die Spur des Ermöglichungsgrundes in der Ordnung des Ermöglichten – eine Spur, die nicht selbst ein Element dieser Ordnung ist, sondern die Bedingung, unter der Elemente dieser Ordnung erscheinen können. Die apophatische Operation beschreibt diese Spur, indem sie auf sie verweist, ohne sie zu einem positiven Gegenstand zu machen.

Kapitel 3: Die drei Aporien positiver Selbstfundierung

3.1 Der infinite Regress

Der infinite Regress ist die älteste und bekannteste der drei Figuren des Scheiterns positiver Selbstfundierung. Er ergibt sich unmittelbar aus der Differenzstruktur von Bestimmung, die in den vorangegangenen Kapiteln analysiert wurde. Wenn Bestimmtheit durch Differenz konstituiert wird – wenn etwas bestimmt ist, insofern es nicht anderes ist und insofern es sich von anderem abgrenzt –, dann gilt dieselbe Struktur für jede Bestimmung, die als Grund einer anderen Bestimmung eingeführt wird.

Nehmen wir das einfachste Modell: A ist bestimmt durch B. B ist der Grund, durch den A seine Bestimmtheit erhält. Aber B ist seinerseits bestimmt, und seine Bestimmtheit erfordert ihrerseits einen Grund C. C ist seinerseits bestimmt und erfordert einen Grund D. Und so weiter, ohne Abschluss.

Dieser Regress ist nicht einfach ein epistemisches Problem – nicht die bloße Tatsache, dass wir immer weitersuchen müssen und irgendwann aufhören zu fragen, ohne eine letzte Antwort gefunden zu haben. Er ist ein strukturelles Problem. Er zeigt, dass die Strategie, einen Bestimmungsgrund durch ein weiteres Bestimmtes zu liefern, prinzipiell keine abschließende Fundierung leisten kann. Jede Antwort erzeugt eine neue Frage derselben Form.

Der Regress lässt sich nicht dadurch aufhalten, dass man an einem bestimmten Punkt einfach aufhört zu fragen. Ein solcher Abbruch wäre arbiträr, und arbiträre Abbrüche sind keine Begründungen. Er lässt sich auch nicht dadurch aufhalten, dass man den Regress als potenziell unendlich interpretiert und behauptet, die Gesamtheit aller Bestimmungsgründe bilde eine abgeschlossene unendliche Menge. Denn eine unendliche Menge von Bestimmungen ist selbst wieder bestimmt – als unendliche Menge von dieser Art – und stellt damit dieselbe Frage auf einer höheren Ebene.

Das einzige Mittel, das dem Regress zu entgehen scheint, ist die Postulierung eines letzten Grundes, der die Kette abbricht. Dieser letzte Grund soll bestimmt sein – er soll eine definierbare Natur haben, die erklärt, warum er als Grund fungiert –, aber er soll diese

Bestimmtheit nicht von einem weiteren Grund erhalten. Er soll, wie die traditionelle Formulierung lautet, *causa sui* sein: Ursache seiner selbst, Grund seiner eigenen Bestimmtheit. Damit ist der Übergang zur zweiten Figur vollzogen.

3.2 Der Zirkel

Der Versuch, dem infiniten Regress durch Postulierung eines letzten, selbstfundierenden Grundes zu entgehen, führt in den Zirkel. Dies ist die zweite Figur des Scheiterns, und sie ist subtiler als der Regress, weil sie weniger offensichtlich als Scheitern erscheint. Viele philosophische Positionen haben mit dem Zirkel gelebt, haben ihn sogar verteidigt – als hermeneutischen Zirkel, als Zirkel des Selbstbewusstseins, als reflexive Kohärenz.

Der Zirkel entsteht, wenn ein letzter Grund G postuliert wird, der seine Bestimmtheit nicht von einem anderen Grund erhält, sondern von sich selbst. G ist bestimmt, weil G G ist: Seine Identität gründet in sich selbst. Dies ist die Struktur der *causa sui*, der Substanz, die ihre Existenz aus ihrem eigenen Begriff ableitet, des Absoluten, das sich selbst setzt.

Der Einwand gegen diese Struktur ist nicht der triviale Einwand, dass selbstbezügliche Definitionen immer zirkulär seien. Selbstbezüglichkeit ist in manchen Kontexten legitim. Der Einwand ist spezifischer: Er betrifft die Funktion, die G erfüllen soll, und die Unverträglichkeit dieser Funktion mit der Struktur der Selbstfundierung.

G soll die Bedingung der Bestimmtheit sein. Das bedeutet: G soll erklären, warum überhaupt etwas bestimmt ist. G soll die Differenzstruktur, die Bestimmung ermöglicht, selbst fundieren. Aber wenn G seine eigene Bestimmtheit aus sich selbst bezieht, dann ist G bereits bestimmt, bevor es als Grund fungiert. Seine Bestimmtheit ist eine Gegebenheit, keine Leistung. Und damit ist die Frage nach dem Grund der Bestimmtheit nicht beantwortet, sondern lediglich verschoben: Woher hat G seine Bestimmtheit? Die Antwort "aus sich selbst" ist entweder eine Leerformel – sie sagt nichts über die Struktur dieser Selbstbestimmung –, oder sie setzt voraus, was sie erklären soll: dass Bestimmtheit möglich ist, ohne eines externen Grundes zu bedürfen.

Man kann den Einwand auch so formulieren: Ein selbstfundierender Grund hebt die Differenz zwischen Bedingung und Bedingtem auf. Er ist zugleich das, was begründet, und das, was begründet wird. Aber diese Aufhebung der Differenz untergräbt die Erklärungsleistung, die der Grund erbringen soll. Die Asymmetrie zwischen Bedingung und Bedingtem – die konstitutive Struktur jedes Begründungsverhältnisses – wird durch die Selbstreferenz neutralisiert. Was übrig bleibt, ist eine Position, die behauptet, ihr eigener Grund zu sein, aber damit die Frage nach dem Grund lediglich sistiert, anstatt sie zu beantworten.

Hegel hat dies klarer gesehen als die meisten seiner Vorgänger. Seine Kritik an der unmittelbaren Selbstidentität trifft genau diesen Punkt. Was sich selbst unmittelbar setzt, ohne die Bewegung der Bestimmung durch Negation zu vollziehen, ist nicht wirklich bestimmt; es ist leere Identität. Die Frage ist nur, ob Hegels eigene Lösung – die dialektische Bewegung, in der Identität sich durch Negation und Aufhebung konstituiert – den Zirkel überwindet oder ihn nur in eine prozessuale Form kleidet.

3.3 Der Überschuss als produktive Figur des Scheiterns

Der Überschuss ist die schwierigste und die philosophisch folgenreichste der drei Figuren. Er ist schwierig, weil er nicht einfach eine weitere Form des Scheiterns ist, sondern der Punkt, an dem das Scheitern selbst produktiv wird – an dem das Scheitern auf eine Struktur verweist, die nicht mit den Mitteln positiver Bestimmung erfasst werden kann, aber deshalb nicht weniger wirklich ist.

Um den Überschuss zu verstehen, muss zunächst klar sein, was er nicht ist. Er ist nicht das schlicht Unbekannte – das, was wir noch nicht bestimmt haben, aber prinzipiell bestimmen könnten. Er ist nicht das Irrationale – das, was sich jeder rationalen Erfassung prinzipiell entzieht. Und er ist nicht das Mystische – eine Dimension des Seins, die nur durch besondere Erfahrung zugänglich ist. Der Überschuss, um den es hier geht, ist kein Jenseits. Er ist eine Dimension innerhalb der Struktur von Bestimmtheit selbst.

Wenn Bestimmtheit wesentlich durch Differenz konstituiert wird, dann ist der Horizont der Differenzen – das Feld, innerhalb dessen Differenzen gezogen werden können – nicht selbst einfach ein weiteres bestimmtes Seiendes. Er ist die Bedingung, innerhalb derer Bestimmungen überhaupt möglich sind. Dieser Horizont ist nicht leer; er ist ein strukturiertes Feld von Möglichkeiten. Aber er ist auch nicht vollständig explizierbar, denn jede Explikation vollzieht sich wiederum innerhalb eines Horizonts, der selbst nicht vollständig expliziert werden kann.

Dies ist der Überschuss: die strukturierte, nicht-leere, aber auch nicht vollständig artikulierbare Dimension, die jeder Bestimmung zugrunde liegt. Sie ist nicht das Jenseits der Bestimmung; sie ist ihr immanenter Grund. Und dieser Grund überschreitet jede einzelne Bestimmung, ohne deshalb völlig außerhalb der Ordnung der Bestimmungen zu liegen.

Der Überschuss unterscheidet sich von Regress und Zirkel dadurch, dass er nicht versucht, die Grenzstruktur durch ein weiteres Bestimmtes zu schließen. Er akzeptiert die Grenze als strukturelles Merkmal und macht sie zum Gegenstand der Reflexion. Regress und Zirkel sind Versuche, die Grenze zu leugnen oder zu überspringen – sie behandeln die Grenze als etwas, das durch eine verbesserte Theorie überwunden werden kann. Der Überschuss hingegen nimmt die Grenze als strukturelles Merkmal ernst. Er sagt nicht: Die Bedingung der Bestimmtheit liegt jenseits unserer Reichweite, aber vielleicht kommen wir irgendwann dorthin. Er sagt: Die Bedingung der Bestimmtheit ist strukturell nicht vollständig bestimmbar, und dies ist kein zufälliges Defizit, sondern ein wesentliches Merkmal ihrer Funktion als Bedingung.

Der Überschuss ist der Punkt, an dem die destruktive Analyse in eine konstruktive übergeht. Er verweist auf eine Dimension der Wirklichkeit, die nicht mit den Mitteln positiver Bestimmung vollständig erfasst werden kann, die aber dennoch denkbar ist – in den Formen der apophatischen und der prozessualen Reaktion. Er ist die Figur, aus der beide hervorgehen: die apophatische, indem sie den Entzug markiert; die prozessuale, indem sie die Ermöglichungsdimension beschreibt.

Kapitel 4: Das transzendente Modell

4.1 Abgrenzung gegen empirische und universalistische Begründung

Die Invarianzthese beansprucht, dass apophatische und prozessuale Figuren strukturell notwendige Reaktionen auf eine Grenzstruktur des ontologischen Denkens sind. Dieser Anspruch ist erklärungsbedürftig, und die Art der Begründung muss von vorneherein klar sein. Zwei naheliegende Begründungswege sind nicht gangbar: der empirische und der universalistische.

Die empirische Begründung würde darin bestehen, Beispiele zu sammeln, zu zeigen, dass die Figuren in diesen Beispielen vorkommen, und zu verallgemeinern. Diese Strategie hat in der komparativen Philosophie eine lange Tradition und wird auch in den Fallstudien dieser Untersuchung verfolgt werden – nicht als Beweis, aber als Evidenz. Aber sie kann keine Notwendigkeit begründen, sondern nur faktische Konvergenz. Aus der Beobachtung, dass in einer endlichen Anzahl von Fällen etwas der Fall ist, kann nicht geschlossen werden, dass es in allen möglichen Fällen der Fall sein muss. Die empirische Begründung kann höchstens eine probabilistische Plausibilität erzeugen, keine transzendente Notwendigkeit.

Die universalistische Begründung würde darin bestehen, sich auf universale Vernunftstrukturen zu berufen, auf die allen Menschen gemeinsame Logik, auf die transkulturelle Gültigkeit bestimmter Denkgesetze. Diese Strategie scheint auf den ersten Blick der transzendentalen nahe zu stehen. Aber sie setzt voraus, was sie beweisen soll. Die Existenz universeller Vernunftstrukturen ist nicht selbstverständlich; sie ist eine philosophische These, die ihrerseits der Begründung bedarf. Zudem läuft die universalistische Begründung Gefahr, entweder so abstrakt zu sein, dass sie trivial wird, oder so konkret, dass sie die kulturelle Partikularität der eigenen Tradition unversehens verabsolutiert.

Die Invarianzthese ist nicht universalistisch in diesem Sinne. Sie beansprucht nicht, dass alle Menschen tatsächlich die apophatische und prozessuale Reaktionsform denken oder denken müssen. Sie beansprucht, dass wenn das ontologische Unternehmen vollständig betrieben wird – wenn also die reflexive Wendung vollzogen und die Bedingungen der eigenen Bestimmungsleistung thematisiert werden –, dann diese Figuren als strukturell notwendige Antworten auftreten. Diese Bedingung ist faktisch nicht immer erfüllt. Viele Philosophien bleiben auf einer Ebene, die die reflexive Wendung nicht vollzieht. Die Invarianzthese gilt für diese Philosophien nicht, weil sie nicht unter ihre Bedingung fallen.

4.2 Das transzendente Modell: Bedingungen der Möglichkeit von Ontologie

Das transzendente Modell, das dieser Untersuchung zugrunde liegt, fragt nach den Bedingungen der Möglichkeit von Ontologie als einem bestimmten philosophischen Unternehmen. Es übernimmt die Grundstruktur der kantischen Transzendentalphilosophie, wendet sie aber auf einen anderen Gegenstandsbereich an. Kant fragte nach den Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung für ein erkennendes Subjekt. Diese Untersuchung fragt nach den Bedingungen der Möglichkeit von Ontologie als vollständigem Unternehmen – das heißt, als dem Unternehmen, das Seiende in seinen allgemeinsten Bestimmungen zu erfassen und dabei die Bedingungen dieser Bestimmungen zu reflektieren.

Die Antwort, die diese Untersuchung entwickelt, lautet: Die Ontologie ist nur möglich unter der Bedingung, dass das Seiende eine Grenzstruktur hat – eine irreduzible innere Differenz, die jeder Bestimmtheit zugrunde liegt und die sich jeder vollständigen positiven Bestimmung entzieht. Diese Grenzstruktur ist die transzendente Bedingung der Möglichkeit von Ontologie. Sie ist nicht selbst ein Gegenstand der Ontologie im selben Sinne wie die bestimmten Seienden; sie ist die Bedingung, unter der solche Gegenstände überhaupt bestimmbar sind.

Das transzendente Modell unterscheidet sich vom empirischen durch seine Frage nach der Notwendigkeit, nicht nach der faktischen Konvergenz. Es fragt nicht: "Kommen diese Figuren faktisch vor?" Es fragt: "Was muss der Fall sein, damit das Unternehmen der Ontologie überhaupt möglich ist?" Und es unterscheidet sich vom universalistischen Modell durch seine Bedingtheit: Die transzendente Notwendigkeit gilt unter der Bedingung, dass das ontologische Unternehmen vollständig betrieben wird. Wer diese Bedingung nicht erfüllt, für den gilt die Notwendigkeit nicht.

Die transzendente Argumentation hat die Form einer rekonstruktiven Deduktion. Sie nimmt das Faktum der Existenz vollständiger Ontologien – dokumentiert in den Fallstudien – als Ausgangspunkt und fragt nach den Bedingungen, die diese Möglichkeit ermöglichen. Sie zeigt, dass diese Bedingungen die Grenzstruktur und die apophatische und prozessuale Reaktionsform als ihre notwendigen Antworten einschließen.

4.3 Die reflexive Struktur der transzendentalen Argumentation

Ein entscheidendes Merkmal des hier entwickelten transzendentalen Modells ist seine reflexive Struktur. Die transzendentalen Bedingungen, die diese Untersuchung identifiziert, haben eine andere Struktur als die kantischen. Bei Kant sind die transzendentalen Bedingungen – die Kategorien, die Anschauungsformen – abgeschlossene, vollständig bestimmbare Strukturen. Die transzendente Deduktion hat die Form eines Inventars: Es gibt genau diese und nicht andere Kategorien.

Die transzendentalen Bedingungen dieser Untersuchung sind dagegen selbst von der Grenzstruktur betroffen, die sie beschreiben. Die Bedingungen der Möglichkeit von Ontologie entziehen sich einer vollständigen positiven Bestimmung – was kein Widerspruch, sondern eine Konsequenz der These ist, die die Untersuchung vertritt. Die transzendente Argumentation endet nicht in einem vollständigen System von Bedingungen, sondern in der Einsicht, dass die Bedingungen selbst eine offene Struktur haben.

Diese reflexive Struktur bedeutet, dass die transzendente Argumentation auf sich selbst angewendet werden muss. Sie beansprucht nicht, außerhalb der Grenzstruktur zu stehen, die sie beschreibt; sie weiß, dass sie selbst von dieser Struktur betroffen ist. Die transzendente Begründung ist daher kein letztbegründendes Fundament im Sinne eines archimedischen Punktes. Sie ist selbst ein Stück Ontologie, das die reflexive Wendung vollzieht – und das daher auf dieselbe Grenze stößt, die es beschreibt.

Diese Selbstanwendung ist kein Defizit, sondern eine Bestätigung der Konsistenz der Theorie. Sie zeigt, dass die Theorie nicht beansprucht, eine privilegierte Position außerhalb der Grenzstruktur zu besetzen. Sie reflektiert ihre eigene Bedingtheit und macht diese

Reflexion zu einem Teil ihres Verfahrens. Die apophatische Operation, die sie beschreibt, gilt auch für ihre eigenen Aussagen; die prozessuale Offenheit, die sie beschreibt, gilt auch für ihre eigene argumentative Entwicklung.

Die transzendente Argumentation hat daher die Form einer reflexiven Selbstanwendung. Sie zeigt, dass die Grenzstruktur nicht nur ein Merkmal des untersuchten Gegenstands ist, sondern auch ein Merkmal der Untersuchung selbst. Diese Reflexivität ist das, was die transzendente Argumentation von dogmatischen Letztbegründungen unterscheidet. Sie ist nicht der Versuch, einen absolut sicheren Grund zu finden; sie ist der Versuch, die Struktur des Grundes zu beschreiben, der sich jeder vollständigen Bestimmung entzieht. Und sie tut dies in dem Bewusstsein, dass auch diese Beschreibung von derselben Struktur betroffen ist.

Teil II: Zwei genealogische Fallstudien

Kapitel 5: Nāgārjuna – Performative Apophatik im Madhyamaka

5.1 Die Problemkonstellation: svabhāva und die Krise der Abhidharma-Ontologie

Nāgārjunas philosophische Unternehmung in den Mūlamadhyamakakārikā entsteht aus einer internen Debatte des frühen Buddhismus, die für einen westlich geprägten Leser zunächst weit von den ontologischen Grundfragen der bisherigen Analysen entfernt scheint. Um die strukturelle Spannung zu verstehen, die Nāgārjuna zur svabhāva-Kritik und damit zur śūnyatā-Lehre treibt, muss die Problemkonstellation dieser Debatte in hinreichender Tiefe rekonstruiert werden.

Der historische Gautama Buddha hatte zwei Lehraussagen gemacht, die in Spannung zueinander standen, ohne dass diese Spannung in der frühen buddhistischen Tradition explizit thematisiert worden wäre. Die erste Lehraussage ist die Drei-Kennzeichen-Lehre: alle zusammengesetzten Phänomene sind vergänglich, leidhaft und ohne Selbst – anicca, dukkha, anattā. Die anattā-Lehre besagt insbesondere, dass es kein dauerhaftes, identisches Selbst gibt, das dem Wechsel der Erfahrungen zugrunde liegt. Die zweite Lehraussage ist die Kausalitätslehre: Phänomene entstehen in Abhängigkeit von Bedingungen – idaṃ sati idaṃ hoti, wenn dies ist, entsteht jenes.

Die Abhidharma-Schulen des frühen Buddhismus – insbesondere die Sarvāstivāda-Tradition – versuchten, diese beiden Lehraussagen philosophisch zu systematisieren. Das Ergebnis war eine elaborierte Ontologie der Dharmas: der kleinsten, unzusammengesetzten Elemente der Erfahrungswirklichkeit. Die Dharmas sind nicht zusammengesetzt, also nicht vergänglich im Sinne eines Auseinanderfallens von Teilen; sie entstehen und vergehen als Ganze, in unvorstellbar kurzen Zeitspannen. Damit wurde die Vergänglichkeit erklärt: Was vergänglich ist, sind nicht die Dharmas selbst, sondern die zusammengesetzten Ströme, die aus ihnen entstehen. Und die anattā-Lehre wurde präzisiert: Kein Selbst gibt es, weil das, was als Selbst erscheint, nur ein Strom von Dharmas ist, der kein dauerhaftes Substrat hat.

Soweit die Abhidharma-Systematisierung. Aber sie enthielt eine philosophische Vorentscheidung, die Nāgārjuna zu ihrer Crux macht. Um die Dharmas als Erklärer der Vergänglichkeit und der Nicht-Selbst-Erscheinung einsetzen zu können, mussten die

Abhidharma-Schulen den Dharmas selbst einen bestimmten ontologischen Status zuschreiben: Sie mussten in einem präzisen Sinn sein – nicht bloß erscheinen, nicht nur kausal wirksam sein, sondern eine eigene, inhärente Natur haben, durch die sie das sind, was sie sind. Dieser Status wurde als svabhāva bezeichnet: die eigenständige, inhärente Natur eines Dharma, die es zu diesem bestimmten Dharma macht und die unabhängig von allem anderen besteht.

Diese Vorentscheidung war philosophisch verständlich. Die Abhidharma-Schulen wollten eine Analyse der Erfahrungswirklichkeit anbieten, die nicht in einen infiniten Regress führt: Wenn zusammengesetzte Dinge durch ihre Teile erklärt werden und diese Teile ihrerseits durch weitere Teile, muss dieser Regress irgendwo enden. Der svabhāva der Dharmas sollte diesen Abschluss liefern: Die Dharmas haben ihre Natur aus sich selbst heraus; sie bedürfen keiner weiteren Erklärung durch das, aus dem sie entstanden sind.

Nāgārjuna erkennt, dass diese Vorentscheidung die buddhistische Grundlehre des abhängigen Entstehens unterminiert. Wenn Dharmas svabhāva haben – wenn sie ihre Natur aus sich selbst heraus haben –, dann sind sie nicht vollständig abhängig von Bedingungen. Dann gibt es zumindest diesen Bereich des Seienden, der unabhängig ist, der eine eigenständige Natur hat, die nicht aus anderem hervorgeht. Aber genau dies ist es, was die pratītyasamutpāda-Lehre ausschließt: Alles entsteht in Abhängigkeit; nichts hat eine unabhängige Natur. Die Abhidharma-Ontologie der Dharmas steht also in internem Widerspruch zu dem, was sie erklären soll: der Grundwahrheit des abhängigen Entstehens.

Dies ist die strukturelle Spannung innerhalb der Problemkonstellation, aus der Nāgārjunas Philosophie hervorgeht. Sie hat dieselbe Grundform wie die strukturellen Spannungen, die in den vorangegangenen Analysen identifiziert wurden: Ein philosophischer Erklärungsansatz setzt etwas voraus – hier: den svabhāva der Dharmas –, das, wenn konsequent durchdacht, die Position, die erklärt werden soll – hier: pratītyasamutpāda –, unterminiert. Die Lösung kann nicht in einer weiteren Bestimmung des svabhāva liegen; sie muss in einer anderen Ebene der Reflexion gesucht werden.

5.2 Die svabhāva-Kritik und ihre drei Argumentationsschritte

Nāgārjunas Kritik am svabhāva-Begriff ist das Herzstück der Mūlamadhyamakakārikā und der Ausgangspunkt seiner alternativen Konzeption. Um die strukturelle Relevanz dieser Kritik zu verstehen, muss zunächst der svabhāva-Begriff präzise bestimmt werden.

Svabhāva – wörtlich: eigene Natur, eigenständige Natur – bezeichnet bei den Abhidharma-Schulen die Eigenschaft, durch die ein Dharma das ist, was es ist: aus sich selbst heraus, unabhängig von anderem, unabhängig von seiner Einbettung in kausale Relationen. Ein Dharma hat svabhāva, wenn seine Natur nicht von anderen Dharmas, von Konditionen oder von konzeptuellen Zuschreibungen abhängt, sondern ihm inhärent ist. Diese Konzeption hat drei Charakteristika, die Nāgārjunas Kritik direkt anvisiert: die Selbständigkeit (der Träger des svabhāva besteht aus sich selbst heraus), die Bestimmtheit (was svabhāva hat, ist vollständig bestimmt durch seine eigene Natur), und die Unveränderlichkeit (was seine Natur aus sich selbst heraus hat, kann diese Natur nicht durch Einwirkung von außen verlieren oder verwandeln).

Nāgārjunas Kritik entfaltet sich in den Mūlamadhyamakakārikā über viele Kapitel und in Bezug auf viele verschiedene philosophische Domänen – Kausalität, Bewegung, Zeit, Raum, das Selbst, die vier edlen Wahrheiten. Aber die Grundstruktur der Kritik ist in jedem Fall dieselbe, und sie lässt sich in drei Argumentationsschritten rekonstruieren.

Der erste Schritt ist die Konditionalisierung der Bestimmtheit. Nāgārjuna zeigt, dass jede Bestimmtheit, wenn man nach ihrer Bedingung fragt, sich als konditional erweist: Sie hängt von Bedingungen ab, die nicht mit ihr identisch sind. Ein Dharma ist dieses bestimmte Dharma nicht aus sich selbst heraus, sondern aufgrund seiner Einbettung in ein Netz von Relationen – kausalen, konstitutiven, konzeptuellen. Der erste Schritt ist der Angriff auf das erste Charakteristikum des svabhāva, die Selbständigkeit.

Ein Beispiel aus dem zweiten Kapitel der Mūlamadhyamakakārikā zeigt diese Argumentationsstruktur besonders klar. Nāgārjuna analysiert die Kategorie der Bewegung. Wenn Bewegung svabhāva hätte – wenn sie eine eigenständige, intrinsische Natur hätte –, dann müsste sie vollständig bestimmt sein als Bewegung, unabhängig von dem, was sich bewegt, und unabhängig von den räumlichen Relationen, die Bewegung konstituieren. Aber dann stellen sich sofort Aporien: Gehört die Bewegung zu dem Weg, der bereits zurückgelegt wurde, zu dem Weg, der noch vor uns liegt, oder zu dem Ort, an dem man sich gerade befindet? Jede dieser Antworten führt zu Widersprüchen. Der zurückgelegte Weg ist bereits verstrichen – dort findet keine Bewegung mehr statt. Der noch nicht zurückgelegte Weg ist noch nicht erreicht – dort findet noch keine Bewegung statt. Der gegenwärtige Ort ist ein Punkt ohne Ausdehnung – auch dort findet keine Bewegung statt. Wenn Bewegung svabhāva hätte, wäre sie nirgends lokalisierbar. Also hat Bewegung kein svabhāva.

Der zweite Schritt ist der Nachweis der Relationalität aller Bestimmung. Bestimmung ist wesentlich Abgrenzung: Etwas ist dieses und nicht anderes. Diese Abgrenzung setzt Differenz voraus – eine Differenz, die nicht einfach eine intrinsische Eigenschaft des Abgegrenzten ist, sondern eine Relation zu dem, von dem es abgegrenzt wird. Bestimmtheit ist damit immer schon relational; sie ist nie vollständig intrinsisch. Dies ist der Angriff auf das zweite Charakteristikum des svabhāva, die intrinsische Bestimmtheit.

Die Konsequenz dieses Schrittes ist weitreichend: Wenn Bestimmtheit wesentlich relational ist, dann gibt es keine isolierten, in sich ruhenden Entitäten. Jede Entität ist, was sie ist, durch ihre Relationen zu anderen Entitäten. Die Identität ist das Produkt der Differenz, nicht ihre Voraussetzung. Diese Einsicht ist der Kern dessen, was Nāgārjuna als pratītyasamutpāda – abhängiges Entstehen – bezeichnet.

Der dritte Schritt ist das Argument der Unveränderlichkeitsaporie. Wenn etwas svabhāva hätte – wenn es seine Natur vollständig aus sich selbst heraus hätte –, dann könnte es nicht in kausale Relationen eintreten; denn kausale Relationen implizieren, dass das Verursachte auf das Verursachende bezogen ist, also nicht vollständig unabhängig von ihm. Aber alles Erfahrbare tritt in kausale Relationen; mithin hat nichts Erfahrbares svabhāva. Dies ist das Argument gegen das dritte Charakteristikum des svabhāva, die Unveränderlichkeit.

Diese drei Schritte zusammen zeigen, dass svabhāva – als Konzept der vollständig intrinsischen, selbständigen, invarianten Bestimmtheit – intern inkonsistent mit der grundlegenden Tatsache kausal bedingter Phänomene ist. Was svabhāva hätte, könnte nicht

entstehen, nicht vergehen, nicht kausal wirksam sein. Aber alles Erfahrbare entsteht, vergeht und ist kausal wirksam. Mithin hat nichts Erfahrbares svabhāva.

Die entscheidende Pointe ist, dass Nāgārjuna aus dieser Kritik keine positive These über die Beschaffenheit der Phänomene ableitet. Die Lehre von der Leerheit – śūnyatā – ist keine positive Eigenschaft, die an die Stelle des svabhāva tritt. Sie ist die Einsicht, dass nichts eine eigenständige Natur hat, und diese Einsicht ist selbst nicht wiederum eine eigenständige Natur. Die svabhāva-Kritik ist daher keine neue Ontologie, sondern die Destruktion einer bestimmten ontologischen Annahme – und die Artikulation der Konsequenzen dieser Destruktion für das Verständnis der Wirklichkeit.

5.3 Śūnyatā als ontologische, nicht nihilistische Kategorie

Die svabhāva-Kritik hinterlässt einen philosophischen Befund, der unmittelbar zu einem Missverständnis einlädt, das Nāgārjuna selbst als das gefährlichste identifiziert hat: das Missverständnis, śūnyatā sei ein Ausdruck von Nihilismus. Wenn nichts svabhāva hat, wenn alle Bestimmungen konstitutiv relational sind, wenn kein Seiendes eine eigenständige Natur besitzt – folgt daraus nicht, dass nichts wirklich ist? Dass alle Phänomene in letzter Konsequenz bedeutungslos sind? Dass die śūnyatā-Lehre eine Auflösung der Wirklichkeit in Nichts vollzieht?

Nāgārjuna weist diesen Schluss mit einer Entschiedenheit zurück, die für die strukturelle Analyse außerordentlich aufschlussreich ist. Die Weise, in der er ihn zurückweist, zeigt präzise, welchen ontologischen Status śūnyatā hat – und dieser Status ist strukturell homolog zu dem, den der Überschuss in der Systematik dieser Untersuchung einnimmt. Śūnyatā ist weder eine positive ontologische Eigenschaft noch eine Verneinung der Wirklichkeit; sie ist ein Grenzbegriff, der die Bedingung der Möglichkeit von Bestimmtheit beschreibt, ohne selbst vollständig in die Ordnung des Bestimmten einzutreten.

Die nihilistische Fehldeutung und ihre Struktur: Der Nihilismus-Einwand gegen śūnyatā ist alt – er wurde bereits von Nāgārjunas zeitgenössischen Kritikern erhoben – und er ist philosophisch nicht trivial. Die Struktur des Nihilismus-Arguments lautet: Wenn nichts svabhāva hat, dann hat nichts eine eigenständige, von Relationen unabhängige Natur. Wenn nichts eine eigenständige Natur hat, dann ist alles nur scheinbar – nur in Bezug auf anderes, relativ, ohne absolute Realität. Wenn alles nur scheinbar ist, dann ist nichts wirklich. Wenn nichts wirklich ist, dann gibt es keine wirkliche Kausalität, keine wirkliche moralische Verantwortung, keine wirkliche buddhistische Praxis.

Nāgārjuna ist sich der Schärfe dieses Einwands bewusst. Im 24. Kapitel der Mūlamadhyamakakārikā formuliert er ihn selbst in seiner stärksten Form, bevor er ihn zurückweist. Der Einwand lautet dort: Wenn alles leer ist, dann gibt es kein Entstehen und kein Vergehen; dann gibt es keine vier edlen Wahrheiten, keinen Pfad, kein Ziel; dann ist die gesamte buddhistische Lehrüberlieferung gegenstandslos. Nāgārjunas Antwort ist philosophisch präzise: Nicht er, sondern seine Kritiker haben die Konsequenzen des Nihilismus zu tragen. Denn der Nihilismus-Einwand entsteht aus einem Missverständnis, das in dem steckt, wogegen er sich richtet: Er setzt voraus, dass Wirklichkeit svabhāva erfordert – dass etwas nur dann wirklich ist, wenn es eine eigenständige, relationsunabhängige Natur hat. Aber genau diese Voraussetzung ist es, die die svabhāva-Kritik zurückweist.

Śūnyatā als Ermöglichungskategorie: Was śūnyatā positiv ist, lässt sich nicht direkt sagen, ohne in dieselbe Fehldeutung zu verfallen, die den ontologischen Realismus charakterisiert. Das Positive an śūnyatā muss indirekt erschlossen werden – durch die Funktion, die sie in Nāgārjunas Philosophie erfüllt. Die erste und grundlegendste positive Funktion von śūnyatā ist die Ermöglichung von Entstehen und Vergehen. Nāgārjuna formuliert es so: Wenn Dinge svabhāva hätten, wären sie unveränderlich; wenn sie unveränderlich wären, könnten sie nicht entstehen und vergehen. Mithin ist śūnyatā – das Fehlen von svabhāva – die Bedingung der Möglichkeit dafür, dass Phänomene entstehen, vergehen, kausal wirksam sind. Diese Argumentation kehrt die nihilistische Fehldeutung um: Nicht śūnyatā macht Entstehen unmöglich, sondern svabhāva würde es unmöglich machen.

Die zweite positive Funktion von śūnyatā ist die Ermöglichung von Sprache und konventioneller Bestimmung. Wenn Phänomene svabhāva hätten – wenn ihre Natur vollständig intrinsisch und von Relationen unabhängig wäre –, dann wäre es unklar, wie Sprache auf sie zugreifen könnte. Denn Sprache operiert durch Unterscheidungen, die funktional und konventionell sind. Wenn die Natur der Dinge vollständig intrinsisch wäre, bestünde eine irreduzible Kluft zwischen der konventionellen Sprachpraxis und der eigentlichen Natur der Dinge. Śūnyatā schließt diese Kluft nicht, aber sie macht sie (durch konstitutive Relationalität) als Kluft verständlich.

Der ontologische Status von śūnyatā: Śūnyatā hat einen ontologischen Status, der sich durch eine doppelte Negation beschreiben lässt: Sie ist weder nihilistisch noch absolutistisch. Nihilistisch wäre śūnyatā, wenn sie die Nichtigkeit der Phänomene besagte – wenn die Leerheit von svabhāva eine Leerheit von Wirklichkeit überhaupt bedeutete. Das ist das Missverständnis, das Nāgārjuna zurückweist. Absolutistisch wäre śūnyatā, wenn sie eine metaphysische Eigenschaft wäre, die den Phänomenen als ihr eigentliches Wesen zukäme – wenn hinter der Erscheinungswirklichkeit eine absolute Leerheit als Substrat oder Fundament stünde. Auch dieses Missverständnis weist Nāgārjuna zurück: Śūnyatā ist selbst leer. Der ontologische Status, der nach dieser doppelten Negation verbleibt, ist derjenige eines Grenzbegriffs: Śūnyatā beschreibt eine Struktur der Phänomene – ihre konstitutive Relationalität, ihr Fehlen eigenständiger Natur –, ohne selbst eine weitere Bestimmung in der Ordnung der Phänomene zu sein.

5.4 Das prasaṅga-Argument als performative Apophatik

Die philosophisch entscheidende Frage für die strukturelle Analyse dieser Untersuchung ist nicht, ob das prasaṅga-Argument ein gültiges Argumentationsverfahren ist – das ist unstrittig –, sondern welchen Status die Aussage hat, die es produziert. Wenn das prasaṅga-Argument zeigt, dass Bewegung kein svabhāva hat, ist die resultierende Aussage "Bewegung ist leer von svabhāva" dann eine assertorische These, die einen positiven ontologischen Gehalt hat? Oder ist sie etwas anderes? Diese Frage ist in der Madhyamaka-Forschung intensiv diskutiert worden.

Die Grundstruktur des prasaṅga-Arguments: Prasaṅga bezeichnet die unerwünschte Konsequenz: eine Folgerung, die sich aus den eigenen Voraussetzungen des Gegners ergibt und für ihn inakzeptabel ist. Das prasaṅga-Argument ist eine reductio ad absurdum, die nicht durch den Aufbau eines eigenen positiven Systems vorgeht, sondern durch den

Nachweis, dass die Voraussetzungen des Gegners, wenn konsequent durchdacht, zu Konsequenzen führen, die der Gegner selbst nicht akzeptieren kann. Diese Grundstruktur ist aus der westlichen Philosophiegeschichte bekannt – als Elenchos bei Sokrates, als *reductio ad absurdum* in der griechischen Mathematik. Was das *prasaṅga*-Argument bei Nāgārjuna spezifisch macht, ist die philosophische Funktion, die es übernimmt: Es ist nicht nur ein Widerlegungsinstrument, das eine falsche Position eliminiert; es ist das primäre Mittel, durch das *śūnyatā* als Grenzbegriff erschlossen wird.

Das *prasaṅga*-Argument als performative Operation: Die entscheidende Einsicht ist, dass das *prasaṅga*-Argument performativ ist – es vollzieht die Einsicht in die Grenzstruktur durch seine eigene Operationsweise, anstatt sie durch positive Aussagen zu beschreiben. Die vier Strukturmerkmale performativer Apophatik lassen sich am *prasaṅga*-Argument ablesen.

Das erste Strukturmerkmal ist die immanente Kritik. Das *prasaṅga*-Argument richtet sich nicht gegen eine philosophische Position von außen her – durch den Einsatz eines externen Maßstabs –, sondern immanent: durch den Nachweis, dass die Position an ihren eigenen Voraussetzungen scheitert. Die Aporien, die das *prasaṅga*-Argument entwickelt, sind Aporien innerhalb der *svabhāva*-Ontologie selbst.

Das zweite Strukturmerkmal ist die Asymmetrie von Destruktion und Konstruktion. Das *prasaṅga*-Argument destruiert die *svabhāva*-Annahme, ohne an ihrer Stelle ein positives System zu errichten. Nāgārjuna baut kein eigenes System auf, das die *svabhāva*-Ontologie ersetzt; er zeigt nur, dass die *svabhāva*-Ontologie unhaltbar ist.

Das dritte Strukturmerkmal ist die Selbstanwendung. Das *prasaṅga*-Argument wendet die *śūnyatā*-Einsicht auf sich selbst an: *Śūnyatā* ist selbst leer; das *prasaṅga*-Argument, das *śūnyatā* erschließt, ist selbst frei von *svabhāva*. Wenn das *prasaṅga*-Argument behauptete, selbst außerhalb der Ordnung zu stehen, die es analysiert, hätte es *svabhāva* und wäre damit seiner eigenen Schlussfolgerung widersprochen.

Das vierte Strukturmerkmal ist die Verweisung auf das Nicht-Assertorische. Das *prasaṅga*-Argument verweist durch seine Operationen auf eine Dimension, die nicht assertorisch fixiert werden kann: auf die Leerheit von *svabhāva*, die nicht selbst *svabhāva* ist. Diese Verweisung geschieht durch den Vollzug der Argumentation, nicht durch eine abschließende positive Aussage.

Die *Vigrahavyāvartanī* als metatheoretische Reflexion: Nāgārjunas Reflexion auf den Status seiner eigenen Argumentation findet sich am explizitesten in der *Vigrahavyāvartanī*. Der zentrale Einwand lautet: Wenn alle Aussagen leer von *svabhāva* sind, dann gilt dies auch für Nāgārjunas eigene Aussagen. Wenn seine eigenen Aussagen leer von *svabhāva* sind, dann haben sie keine eigenständige Gültigkeit und können nicht die *svabhāva*-Ontologie widerlegen. Das *prasaṅga*-Argument hebt sich damit selbst auf.

Nāgārjunas Antwort ist philosophisch raffiniert. Er antwortet nicht, dass seine Aussagen doch *svabhāva* haben – das wäre eine direkte Selbstwiderlegung. Er antwortet stattdessen, dass seine Aussagen tatsächlich leer von *svabhāva* sind – und dass dies kein Problem ist, sondern die Bedingung ihrer Funktion. Die Funktion seiner Aussagen ist nicht die der assertorischen Beschreibung; sie ist die der medizinischen Behandlung. Nāgārjuna

verwendet das Bild des Arztes, der eine Medizin verschreibt: Die Medizin heilt die Krankheit nicht dadurch, dass sie svabhāva hat, sondern dadurch, dass sie als Mittel wirksam ist. Entsprechend heilen die prasaṅga-Argumente die philosophische Krankheit des ontologischen Realismus nicht dadurch, dass die Argumente (assertorisch) selbst svabhāva hätten, sondern dadurch, dass sie als philosophische Mittel wirksam sind.

Prasaṅga und westliche Dialektik: Die strukturelle Homologie zwischen dem prasaṅga-Argument und der apophatischen Operation des Westens verlangt eine sorgfältige Differenzierung gegenüber einer anderen strukturellen Ähnlichkeit, die auf den ersten Blick näher zu liegen scheint: der Ähnlichkeit mit Hegels dialektischer Methode. Hegel vollzieht immanente Kritik, zeigt dass Bestimmungen sich durch ihre eigene innere Bewegung über sich selbst hinaustreiben, und entwickelt damit eine Form der Destruktion positiver Fixierungen, die formal dem prasaṅga-Argument ähnelt. Aber die Differenz ist fundamental. Hegels dialektische Methode ist teleologisch: Die Destruktion einer Bestimmung dient der Aufhebung in eine reichere, umfassendere Bestimmung. Nāgārjunas prasaṅga-Argument ist nicht teleologisch. Die Destruktion der svabhāva-Annahme dient nicht der Aufhebung in eine reichere positive Bestimmung; sie dient der Einsicht in śūnyatā als den konstitutiv nicht-assertorischen Charakter aller Bestimmungen. Das prasaṅga-Argument endet im Sichtbarmachen der Grenzstruktur – nicht in ihrer Überwindung.

5.5 Praṭītyasamutpāda und die prozessuale Dimension

Die svabhāva-Kritik allein wäre philosophisch destruktiv: Sie würde zeigen, dass die Abhidharma-Ontologie unhaltbar ist, ohne eine Alternative anzubieten. Was Nāgārjunas Philosophie über bloße Destruktion hinaushebt, ist die positive Konsequenz, die er aus der svabhāva-Kritik zieht: die Rehabilitierung des praṭītyasamutpāda als des einzig philosophisch haltbaren Begriffs der ontologischen Verfassung der Phänomene.

Praṭītyasamutpāda – abhängiges Entstehen – war in der Abhidharma-Tradition nicht aufgegeben worden; im Gegenteil, es war der erklärende Rahmen, innerhalb dessen die Dharma-Ontologie entwickelt wurde. Aber das praṭītyasamutpāda war dabei auf einer Ebene verankert worden, die über den Dharmas liegt: Die Dharmas entstehen in Abhängigkeit voneinander, aber sie selbst haben svabhāva; das abhängige Entstehen beschreibt die Relationen zwischen den Dharmas, nicht ihre interne Natur. Nāgārjuna radikalisiert dies: Abhängiges Entstehen gilt ohne Ausnahme. Es gibt keine Ebene der Dharmas oder anderer ontologischer Grundeinheiten, auf der Unabhängigkeit beginnt.

Diese Radikalisierung hat eine direkte Folge für den Begriff der Bestimmtheit. Wenn alles in Abhängigkeit von anderem ist, dann ist jede Bestimmtheit relational: Etwas ist dieses bestimmte Etwas nicht aus sich selbst heraus, sondern in Abhängigkeit von dem, von dem es sich unterscheidet, auf das es kausal bezogen ist, aus dem es entstanden ist. Bestimmtheit ist nicht intrinsisch, sondern extrinsisch – nicht im Sinn, dass sie von außen aufgezwungen wird, sondern im Sinn, dass sie aus Relationen hervorgeht, die konstitutiv sind.

Diese Konzeption der Bestimmtheit als konstitutiv relational ist strukturell identisch mit dem, was in Kapitel 1 als ontologische Nicht-Identität beschrieben wurde: die irreduzible innere Differenz, die jeder Identität immanent ist. Nāgārjunas praṭītyasamutpāda ist eine andere

Beschreibung dieser Struktur: Er sagt, dass alles in Abhängigkeit ist, dass die Relationen nicht nachträglich zu bereits vollständig bestimmten Entitäten hinzutreten, sondern diese Entitäten erst konstituieren.

Die prozessuale Dimension zeigt sich darin, dass *pratītyasamutpāda* die Offenheit jeder Bestimmung für weitere Differenzierung beschreibt, die Nicht-Abgeschlossenheit jeder Identität, die konstitutive Verwobenheit jedes Seienden mit anderem. Das abhängige Entstehen ist keine Negation; es ist eine Beschreibung der Struktur der Phänomene, die zeigt, warum diese Phänomene keine vollständig intrinsische Bestimmtheit haben können. In diesem Sinn hat *pratītyasamutpāda* eine doppelte Funktion: die Entzugsdimension – jede Bestimmung entzieht sich der vollständigen positiven Selbstfundierung –, und die Ermöglichungsdimension – jede Bestimmung entsteht im Netz der Relationen, das sie konstituiert und über sie hinausweist. *Śūnyatā* ist die apophatische Seite dieser Struktur; *pratītyasamutpāda* ist ihre prozessuale Seite.

5.6 Die Selbstanwendung: śūnyatā ist selbst leer

Nāgārjuna ist sich eines philosophischen Problems bewusst, das seine Position in eine eigentümliche Spannung bringt und das für die strukturelle Analyse besonders aufschlussreich ist: die Frage der Eigenreferenz. Wenn *śūnyatā* behauptet, dass alle Phänomene leer von *svabhāva* sind, gilt dies auch für *śūnyatā* selbst? Und wenn ja: Was bedeutet es, wenn der Begriff, der das Fehlen eigenständiger Natur ausdrückt, selbst keine eigenständige Natur hat?

Nāgārjuna beantwortet diese Frage explizit – im 13. Kapitel der *Mūlamadhyamakakārikā* und in der *Vigrahavyāvartanī*: *Śūnyatā* ist selbst leer; sie hat keine eigenständige Natur, auf die sie sich stützen könnte. Sie ist kein Metaprinzip, das außerhalb der Ordnung steht, die es beschreibt; sie ist selbst Teil dieser Ordnung. Seine berühmte Formulierung lautet sinngemäß: Wer *śūnyatā* als eine Ansicht festhält, für den ist sie ein unheilbarer Fall. *Śūnyatā* ist keine These über die Verfassung der Phänomene, die selbst eine eigenständige Natur hätte; sie ist eine Zeigegebete, eine Operation, die auf die Struktur der Phänomene verweist, ohne selbst eine weitere positive Bestimmung in der Ordnung der Phänomene zu sein.

Diese Selbstanwendung der *śūnyatā*-Lehre auf sich selbst ist strukturell identisch mit dem, was bei Dionysios als die Radikalisierung der apophatischen Operation über alle Verneinungen hinaus erscheint. Dionysios hatte gezeigt, dass Gott nicht nur jenseits aller positiven Bestimmungen, sondern auch jenseits aller Verneinungen liegt; die apophatische Operation muss sich selbst apophatisch werden. Nāgārjuna zeigt analog, dass *śūnyatā* nicht eine neue positive ontologische Eigenschaft ist, die den Phänomenen zukommt; sie ist selbst leer, und wer sie für eine solche Eigenschaft hält, hat ihre eigentliche Funktion nicht verstanden.

Die Selbstanwendung hat eine wichtige Konsequenz: Sie verhindert, dass die apophatische Operation in eine neue Form positiver Metaphysik umschlägt. Wenn *śūnyatā* eine positive Eigenschaft wäre – die Eigenschaft, leer zu sein –, dann wäre sie ein *svabhāva* mit negativem Vorzeichen. Die Selbstanwendung macht deutlich, dass *śūnyatā* nicht auf der Ebene der positiven Bestimmungen operiert, sondern auf der Ebene der Grenzreflexion. Sie

ist das Instrument, mit dem das Denken seine eigene Grenze markiert, ohne diese Markierung selbst zu einem positiven Besitz zu machen. Die Leerheit der Leerheit ist die letzte Konsequenz der apophatischen Operation: Sie sichert, dass auch die Einsicht in die Leerheit nicht zur neuen Fixierung wird, sondern selbst als Grenzbegriff fungiert, der die Nicht-Fixierbarkeit des Grenzbegriffs sichert.

Kapitel 6: Whitehead – Prozess und Apophatik in der spekulativen Metaphysik

6.1 Die Problemkonstellation: Wissenschaft, Substanz und ihre Grenzen

Whiteheads Prozessphilosophie entsteht aus einer Problemkonstellation, die sich von der Problemkonstellation der apophatischen Traditionen fundamental unterscheidet. Plotin, Dionysios und Eckhart reagierten auf das Problem des Ermöglichungsgrundes in einer primär metaphysischen oder theologischen Rahmung. Whitehead reagiert auf ein Problem, das aus der modernen Wissenschaft – insbesondere aus der Physik und der Biologie des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts – hervorgeht: das Problem der Vereinbarkeit wissenschaftlicher Beschreibung mit philosophischer Reflexion auf das Wesen der Wirklichkeit.

Die klassische wissenschaftliche Weltbeschreibung – insbesondere in ihrer newtonschen Form – operiert mit stabilen materiellen Substanzen, die im Raum und in der Zeit lokalisierbar sind und die durch äußere Kräfte bewegt werden. Diese Beschreibung ist für die alltägliche Erfahrung und für viele wissenschaftliche Zwecke ausreichend, aber sie hat eine philosophische Schwachstelle, die Whitehead als Fehler der fehlgeleiteten Konkretheit bezeichnet: Sie behandelt Abstraktionen – stabile materielle Punkte, homogene Zeit, leeren Raum – als ob sie die konkrete Wirklichkeit selbst wären, und vernachlässigt dabei das, was die Wirklichkeit tatsächlich auszeichnet: ihre Dynamik, ihre Zeitlichkeit, ihre interne Bezogenheit.

Diese Schwachstelle wird durch die moderne Physik – die Relativitätstheorie und die Quantenmechanik – verschärft. Beide Theorien untergraben das Bild stabiler materieller Substanzen als grundlegende ontologische Einheiten. Die Relativitätstheorie zeigt, dass Raum und Zeit keine absoluten Rahmen sind, sondern von den Massen und Energien abhängen, die sie strukturieren; das klassische Bild stabiler Substanzen in einem neutralen Raumzeit-Rahmen wird damit unhaltbar. Die Quantenmechanik zeigt, dass die grundlegenden Einheiten der Physik keine stabilen Punkte im Raum sind, sondern Wahrscheinlichkeitswellen, Ereignisse, Prozesse; die Substanzontologie wird auf der Ebene der Mikrophysik direkt falsifiziert.

Whiteheads Prozessphilosophie ist der Versuch, eine Ontologie zu entwickeln, die mit diesen wissenschaftlichen Erkenntnissen konsistent ist und die zugleich die philosophischen Fragen beantwortet, die die bloße wissenschaftliche Beschreibung offen lässt. Diese Ontologie muss Prozesse als ontologisch primär verstehen, Relationen als konstitutiv für Identitäten beschreiben und die Zeitlichkeit aller Seienden als grundlegende Eigenschaft, nicht als äußerlichen Rahmen, thematisieren.

Drei Grundentscheidungen charakterisieren Whiteheads Ansatz. Die erste ist die Absage an das substanzontologische Denken: Es gibt keine persistenten Substanzen, die durch die Zeit

hindurch identisch bleiben, während sich ihre Eigenschaften ändern. Die zweite ist der Primat des Ereignisses: Die grundlegenden Einheiten der Wirklichkeit sind keine Dinge, sondern Geschehnisse – actual occasions. Die dritte ist die konstitutive Rolle der Relationen: Was eine Entität ist, wird durch ihre Beziehungen zu anderen Entitäten bestimmt, nicht durch eine intrinsische, von diesen Beziehungen unabhängige Natur.

Diese drei Grundentscheidungen sind strukturell identisch mit den Einsichten, die in der Analyse von Nāgārjuna bereits sichtbar wurden. Auch dort war die Absage an svabhāva die Absage an intrinsische, relationsunabhängige Natur; auch dort war der Primat des abhängigen Entstehens der Primat der Relationen; auch dort war die Śūnyatā die Einsicht, dass keine Entität eine eigenständige, von Relationen unabhängige Identität hat. Whitehead erreicht diese Einsichten nicht über die buddhistische Philosophie, sondern über die Krise der klassischen Physik. Diese doppelte Herkunft – aus der philosophischen Reflexion auf die Naturwissenschaften und aus der immanenten Kritik der substanzontologischen Tradition – macht Whiteheads Position für die Invarianzthese besonders wertvoll.

6.2 Actual occasions und Prehension: Relationalität als konstitutiv

Der grundlegendste Begriff von Whiteheads Prozessphilosophie ist der der actual occasion – des aktuellen Ereignisses oder der aktuellen Gelegenheit. Actual occasions sind die ontologischen Grundeinheiten der Wirklichkeit: nicht stabile materielle Substanzen, sondern momenthafte Ereignisse, die entstehen, sich zu einem konkreten Wesen konstituieren und dann vergehen.

Diese Beschreibung klingt zunächst rätselhaft, und sie ist es auch in gewissem Maß: Whitehead entwickelt eine Ontologie, die explizit gegen die Intuitionen der klassischen Substanzontologie gerichtet ist, und die Begriffe, die er verwendet, sind daher bewusst fremdartig. Um sie zu verstehen, muss man zunächst die formale Struktur einer actual occasion beschreiben.

Eine actual occasion entsteht durch einen Prozess, den Whitehead Konkreszenz nennt: das Zusammenwachsen oder Zusammenfallen verschiedener Elemente zu einem konkreten Wesen. Jede actual occasion prehendiert – erfasst, nimmt auf – eine Vielheit von vorherigen actual occasions und integriert diese in ihre eigene konkrete Bestimmtheit. Durch diesen Prozess der Konkreszenz wird die actual occasion zu dem, was sie ist: einem bestimmten, konkreten Ereignis, das eine spezifische Weise des Zusammenfallens all dieser vorherigen Ereignisse darstellt.

Der entscheidende Punkt ist: Die actual occasion ist nicht zuerst da und prehendiert dann; die Prehension ist der Prozess, durch den die actual occasion überhaupt entsteht. Identität ist Resultat des Prozesses, nicht seine Voraussetzung. Diese Grundstruktur ist dieselbe, die diese Untersuchung als konstitutiv für die prozessuale Reaktionsform beschreibt: Bestimmtheit als Resultat von Prozessen, Identität als Emergenz aus Relationen.

Was actual occasions von anderen prozessualen Konzepten unterscheidet, ist ihre Punktualität: Jede actual occasion ist ein momenthaftes Ereignis, das entsteht, seinen Prozess der Konkreszenz vollzieht und dann vergeht. Es gibt keine actual occasion, die unbegrenzt persistiert; jede ist zeitlich begrenzt. Was als persistierende Objekte erscheint –

Steine, Menschen, gesellschaftliche Institutionen –, ist bei Whitehead eine Abfolge von actual occasions, die in einer hinreichend engen strukturellen Beziehung stehen, sodass eine relative Kontinuität entsteht. Aber diese Kontinuität ist sekundär gegenüber der Diskontinuität der einzelnen Ereignisse.

Der Begriff der Prehension: Prehension bezeichnet die Art und Weise, wie eine actual occasion andere actual occasions und andere Objekte in sich aufnimmt und in ihre eigene Konstitution integriert. Sie ist nicht eine äußerliche Relation zwischen zwei bereits konstituierten Entitäten; sie ist der Prozess, durch den eine Entität überhaupt konstituiert wird.

Whitehead unterscheidet zwischen positiven und negativen Prehensionen: Positive Prehensionen nehmen eine vorherige actual occasion in die eigene Konstitution auf; negative Prehensionen schließen eine vorherige actual occasion aus. Aber auch die negativen Prehensionen sind konstitutiv: Was eine actual occasion ausschließt, bestimmt, was sie einschließt. Die Negativität – das Ausschließen – ist nicht nachträglich zu dem, was eingeschlossen wird; sie ist Teil des konstitutiven Prozesses.

Diese Rolle der Negativität im Prehensionsprozess hat eine strukturelle Verbindung zur ontologischen Nicht-Identität. Die innere Differenz, die jede Identität konstituiert – das Nicht-Identischsein mit dem, was ausgeschlossen wird –, erscheint bei Whitehead als die negativen Prehensionen, die ebenso konstitutiv für die actual occasion sind wie die positiven. Whitehead zeigt damit auf der Ebene seiner Prozessontologie, was diese Untersuchung systematisch als dritten Negativitätstyp beschrieben hat: die ontologische Nicht-Identität als konstitutives Moment jeder Identität.

Die Umkehrung des ontologischen Primats: Die Verschiebung, die Whitehead vollzieht, ist fundamental für die gesamte prozessuale Reaktionsform. In der Substanzontologie hat eine Substanz Eigenschaften und steht in Relationen, aber diese Eigenschaften und Relationen sind nachträglich zu der Substanz, die bereits konstituiert ist. In Whiteheads Ontologie ist die Prehension primär: Die actual occasion ist, was sie ist, aufgrund der Prehensionen, durch die sie konstituiert wird. Es gibt keine Substanz, die die Prehensionen hat; die Prehensionen sind das, was die actual occasion konstituiert.

Diese Umkehrung realisiert das Prinzip, das diese Untersuchung als konstitutiv für die prozessuale Reaktionsform beschreibt: Relationalität ist ontologisch primär gegenüber substanzieller Identität. Eine actual occasion ist durch ihre Prehensionen konstituiert; ihre Identität ist das Resultat dieser Prehensionen, nicht deren Voraussetzung. Identität entsteht aus Relationen, nicht umgekehrt – dies ist die präziseste ontologische Ausarbeitung des Satzes, den die prozessuale Ontologie vertritt.

Die Konsequenz für das Verständnis der Wirklichkeit ist radikal. Es gibt keine letzte Ebene von Substanzen, auf die alle Relationen zurückgeführt werden könnten. Die Wirklichkeit ist ein Netz von Prehensionen, in dem Knotenpunkte – die actual occasions – durch die Relationen konstituiert werden, in denen sie stehen. Die Frage nach dem "Substrat" dieser Prehensionen ist sinnlos, weil es kein Substrat gibt, das von den Prehensionen unabhängig wäre. Die Wirklichkeit ist von Grund auf relational. Diese radikale Relationalität ist die

positive ontologische Entsprechung der Einsicht, die Nāgārjuna durch die svabhāva-Kritik erreicht hatte: dass nichts eine eigenständige, von Relationen unabhängige Natur hat.

6.3 Kreativität als unbestimmbares Prinzip

Der für die Invarianzthese wichtigste Begriff von Whiteheads Prozessphilosophie ist die Kreativität. Kreativität ist bei Whitehead das ultimative Prinzip: das, was allem Seienden zugrunde liegt und was die Entstehung von Neuem in der Wirklichkeit erklärt. Aber Kreativität ist kein Seiendes; sie ist kein actual occasion, kein ewiges Objekt, kein Gott. Sie ist das, was Whitehead als das Eine bezeichnet, das im Vielen der actual occasions instanziiert wird, ohne selbst eines der Vielen zu sein.

Die apophatische Dimension des Kreativitätsbegriffs: Diese Beschreibung macht sofort die apophatische Dimension sichtbar: Kreativität ist das Prinzip, das allem zugrunde liegt, ohne selbst bestimmbar zu sein. Sie hat keine eigene Natur, keine eigenen Eigenschaften, keine eigene Identität; sie ist immer nur in den actual occasions, die sie instanzieren, nicht neben ihnen oder hinter ihnen. Und als das, was in allem instanziiert wird, ohne selbst etwas zu sein, entzieht sie sich jeder vollständigen positiven Bestimmung.

Whitehead ist sich dieser apophatischen Dimension explizit bewusst. In *Process and Reality* beschreibt er Kreativität als das ultimate der ultimates: das letzte metaphysische Prinzip, das hinter allen anderen Prinzipien liegt. Und er betont, dass Kreativität keine Erklärung, sondern das zu Erklärende ist – dass sie nicht selbst begründet werden kann, weil sie die Bedingung aller Begründung ist. Diese Beschreibung ist die Beschreibung eines Ermöglichungsgrundes, der sich der vollständigen positiven Bestimmung entzieht: der nicht als Seiendes unter anderen beschrieben werden kann, weil er die Bedingung ist, unter der Seiende überhaupt entstehen.

Die Kreativität bei Whitehead nimmt damit strukturell die Funktion ein, die das Eine bei Plotin, Gott bei Dionysios, die Gottheit bei Eckhart und die Śūnyatā bei Nāgārjuna einnehmen: die Funktion des Ermöglichungsgrundes, der sich der vollständigen positiven Bestimmung entzieht. Die Terminologie ist verschieden – Whitehead spricht nicht von Apophatik, nicht von Negation, nicht von Entzug –, aber die strukturelle Operation ist dieselbe.

Die Selbstinstanzierung der Kreativität: Die philosophisch fundamentale Analyse der Kreativität bei Whitehead findet sich in der Art und Weise, wie er ihr Verhältnis zu Gott und den actual occasions beschreibt. Kreativität ist das ultimative Prinzip, aber sie ist nicht unabhängig von den actual occasions, in denen sie instanziiert wird. Sie existiert nur in und durch die actual occasions; sie hat keine eigene Existenz neben ihnen.

Diese Struktur hat eine eigentümliche selbstreferenzielle Form. Kreativität ist das Prinzip, durch das actual occasions entstehen; aber die Kreativität selbst ist nur in den actual occasions, die durch sie entstehen. Die Kreativität ist ihre eigene Instanzierung: Sie ist das, was die Entstehung von Neuem ermöglicht, und sie ist nur in dem Neuen, das durch sie entsteht. Diese Selbstinstanzierung ist die prozessuale Form dessen, was die apophatische Tradition als die immanente Transzendenz des Ermöglichungsgrundes beschrieben hat: Er

ist in allem und übersteigt alles; er ist der Ursprung und das, was aus dem Ursprung hervorgeht, ist das Einzige, in dem er zugänglich ist.

Whitehead beschreibt Gott als die primordiale Instanzierung der Kreativität: die actual occasion, in der Kreativität in ihrer vollständigsten Form instanziiert ist. Aber auch Gott – obwohl die reichste Instanzierung der Kreativität – ist nicht mit der Kreativität identisch. Gott instanziiert die Kreativität; er ist nicht die Kreativität selbst. Die Kreativität bleibt das ultimative Prinzip, das auch Gott zugrunde liegt. Diese Struktur hat eine direkte Parallele zu Eckharts Unterscheidung zwischen Gott und Gottheit. Gott ist für Eckhart die relationale Dimension des Göttlichen: das, was in Beziehung zur Schöpfung steht und beschreibbar ist. Die Gottheit ist die tiefere Dimension, die Gott zugrunde liegt und die jenseits aller relationalen Bestimmungen liegt. Bei Whitehead ist Gott die reichste Instanzierung der Kreativität, und die Kreativität ist das ultimative Prinzip, das Gott selbst zugrunde liegt. Die strukturelle Homologie ist klar: In beiden Fällen gibt es eine Differenz zwischen einem beschreibbaren ersten Prinzip und einem tieferen, unbeschreibbaren Ermöglichungsgrund.

Die Kategorie des Ultimatens: Whitehead fasst das Verhältnis zwischen Kreativität, dem Einen und dem Vielen in einer Formel zusammen, die er die Kategorie des Ultimatens nennt: Kreativität, Das Eine und Das Viele sind die drei ultimativen Notionen, die in wechselseitiger Voraussetzung stehen. Das Viele – die Pluralität der actual occasions – ist das, in dem die Kreativität instanziiert wird; das Eine ist die Einheit, die durch die Kreativität aus dem Vielen erzeugt wird; und die Kreativität ist das Prinzip, durch das das Viele zum Einen wird und das Eine wieder in das Viele übergeht.

Diese Trinität des Ersten ist für die strukturelle Analyse aufschlussreich, weil sie zeigt, dass Whitehead die Grenzstruktur, die diese Untersuchung beschreibt, auf der Ebene seiner ultimativen Kategorien thematisiert. Die Kreativität ist der Ermöglichungsgrund, der sich jeder vollständigen positiven Bestimmung entzieht; das Eine und das Viele sind die Dimensionen, in denen die Kreativität instanziiert wird, ohne vollständig in ihnen aufzugehen. Diese Struktur ist strukturell homolog zur Grenzontologie dieser Reihe: Der Ermöglichungsgrund ist immanent in der Ordnung des Begründeten, aber er übersteigt sie zugleich, weil er nicht vollständig in ihr aufgeht.

Explizite Belege für die apophatische Dimension: Es ist philosophisch wichtig zu zeigen, dass die apophatische Dimension des Kreativitätsbegriffs nicht eine externe Interpretation ist, sondern in Whiteheads eigenen Texten explizit vorhanden ist. Drei Stellen in *Process and Reality* sind besonders aufschlussreich.

Die erste Stelle findet sich in der Einleitung, wo Whitehead die Kreativität als das erste Beispiel einer metaphysischen Notion beschreibt, die ihrer Natur nach nicht weiter analysierbar ist. Kreativität ist das ultimate der ultimates; sie ist das Prinzip, hinter dem es kein weiteres Prinzip gibt. Diese Beschreibung der Nicht-Analysierbarkeit ist eine apophatische Aussage: Sie sagt, dass Kreativität jenseits der Analyse liegt, die andere Prinzipien zugänglich macht.

Die zweite Stelle findet sich in der Diskussion der Kategorie des Ultimatens, wo Whitehead explizit sagt, dass Kreativität keine eigene Natur hat: Sie ist immer nur in den actual occasions, die sie instanzieren, nicht neben ihnen. Diese Aussage ist die prozessuale Form

der apophatischen These, dass der Ermöglichungsgrund keine positiv beschreibbare Natur hat: Er ist nur in dem, was er ermöglicht, und er übersteigt zugleich alles, was er ermöglicht, weil er nicht mit ihm identisch ist.

Die dritte Stelle findet sich in Whiteheads Diskussion von Gott, wo er explizit sagt, dass Gott nicht die Kreativität ist, sondern ihr primordiales Beispiel. Diese Unterscheidung zwischen dem ultimativen Prinzip und seiner reichsten Instanzierung ist die systematischste Form der apophatischen Grenzoperation in Whiteheads System: Sie schützt die Differenz zwischen dem Ermöglichungsgrund und der von ihm ermöglichten Ordnung, auch wenn diese Ordnung ihre reichste Instanzierung ist.

Die Verbindung zwischen Prozess und Apophatik: Die Analyse von Whiteheads Prozessphilosophie zeigt, dass die apophatische Dimension nicht eine externe Zuschreibung ist, sondern in der Struktur des Systems selbst angelegt ist. Der Kreativitätsbegriff erfüllt strukturell die Funktion eines apophatischen Grenzbegriffs: Er bezeichnet das ultimative Prinzip, das allem Seienden zugrunde liegt, ohne selbst als Seiendes bestimmbar zu sein. Diese Verbindung zwischen Prozess und Apophatik ist für die Invarianzthese in mehrerer Hinsicht wichtig. Sie bestätigt die These, dass die prozessuale und die apophatische Reaktionsform komplementäre Beschreibungen derselben Grenzstruktur sind. Sie zeigt, dass diese Verbindung in einem philosophischen Kontext entsteht, der von der apophatischen Tradition unabhängig ist – Whitehead entwickelt seine Prozessphilosophie in Auseinandersetzung mit der modernen Physik und Mathematik. Und sie zeigt, dass die Invarianzthese in einem zeitgenössischen wissenschaftsphilosophischen Kontext gilt.

6.4 Die apophatische Dimension des Kreativitätsbegriffs

Die apophatische Dimension von Whiteheads Kreativitätsbegriff erschöpft sich nicht in der Feststellung, dass Kreativität nicht weiter analysierbar ist. Sie zeigt sich in der spezifischen Weise, wie Whitehead das Verhältnis zwischen Kreativität, Gott und den actual occasions bestimmt – und in den argumentativen Gründen, die er für diese Bestimmung gibt.

Die Unbestimmbarkeit als konstitutive Eigenschaft: Whitehead betont an mehreren Stellen, dass die Kreativität nicht als ein weiteres Seiendes neben anderen verstanden werden darf. Sie ist das schöpferische Geschehen selbst, nicht ein Agent, der das Geschehen verursacht. Diese Unterscheidung zwischen dem Geschehen und einem Agenten, der das Geschehen verursacht, ist philosophisch entscheidend. Ein Agent wäre ein bestimmtes Seiendes, das Eigenschaften hat, in kausale Relationen eintritt und als Gegenstand beschrieben werden kann. Das Geschehen hingegen ist nicht auf diese Weise objektivierbar. Es ist der Vollzug selbst, der in jedem Akt der Konkreszenz stattfindet, ohne dass dieser Vollzug von einem bestimmten Seienden getragen würde.

Diese Struktur hat eine direkte Parallele zum wu wei des Daodejing: Das Dao handelt, ohne zu handeln; es wirkt, ohne als wirkendes Subjekt aufzutreten. Bei Whitehead ist die Kreativität das schöpferische Geschehen, ohne ein schöpferischer Agent zu sein. In beiden Fällen ist die apophatische Dimension die Kehrseite der prozessualen Immanenz: Weil der Ermöglichungsgrund kein bestimmtes Seiendes ist, kann er nicht als ein solches

beschrieben werden; und weil er nicht als bestimmtes Seiendes beschrieben werden kann, ist er als reiner Vollzug in allem wirksam.

Der Unterschied zwischen Kreativität und Gott: Die schärfste Formulierung der apophatischen Dimension findet sich in Whiteheads Unterscheidung zwischen Kreativität und Gott. Gott ist eine actual occasion – wenn auch eine von besonderer Art, die primordial alle ewigen Objekte prehendiert. Als actual occasion ist Gott prinzipiell beschreibbar: Er hat bestimmte Eigenschaften, er steht in Relationen, er ist ein Gegenstand der metaphysischen Analyse. Die Kreativität hingegen ist keine actual occasion. Sie hat keine Eigenschaften, steht in keinen Relationen, ist kein Gegenstand der Analyse. Sie ist das, was in Gott ebenso instanziiert wird wie in jeder anderen actual occasion – aber sie ist nicht mit Gott identisch.

Diese Unterscheidung ist das whiteheadsche Äquivalent zu Eckharts Unterscheidung zwischen Gott und Gottheit. Gott – deus – ist der relationale, beschreibbare Aspekt des Göttlichen; die Gottheit – deitas – ist der jenseits aller Relationen liegende, unbeschreibbare Grund. Bei Whitehead ist Gott die reichste Instanzierung der Kreativität; die Kreativität selbst ist der unbeschreibbare Grund, der auch Gott zugrunde liegt. Die strukturelle Homologie ist präzise: In beiden Fällen gibt es eine Doppelung zwischen einem beschreibbaren ersten Prinzip und einem unbeschreibbaren Ermöglichungsgrund, der diesem Prinzip zugrunde liegt.

Warum die Kreativität nicht positiv bestimmt werden kann: Die Frage, die sich stellt, ist: Warum kann die Kreativität nicht positiv bestimmt werden? Whiteheads Antwort ist nicht explizit apophatisch formuliert, aber sie lässt sich aus der Logik seines Systems rekonstruieren. Wenn die Kreativität positiv bestimmt werden könnte – wenn man sagen könnte, dass sie diese und nicht jene Eigenschaft hat –, dann wäre sie ein bestimmtes Seiendes. Sie hätte eine Identität, die sie von anderen Seienden unterscheidet, und sie stünde in Relationen zu diesen anderen Seienden. Aber dann wäre sie ein Element der Ordnung des Bestimmten, nicht deren Ermöglichungsgrund. Die Funktion der Kreativität als ultimativem Prinzip – als dem, das alle Bestimmungen ermöglicht, ohne selbst eine Bestimmung zu sein – wäre damit zerstört.

Dies ist dasselbe Argument, das in der transzendentalen Deduktion (Kapitel 4) als der zweite Schritt entwickelt wurde: Der Grund der Bestimmbarkeit kann nicht vollständig positiv bestimmt werden, weil jede solche Bestimmung ihn in die Ordnung des Bestimmten überführen würde. Whitehead vollzieht dieses Argument nicht explizit, aber es ist in der Architektur seines Systems implizit: Die Kreativität ist das ultimate der ultimates; sie ist das, was jede Analyse voraussetzt, ohne selbst analysiert werden zu können.

Die Kreativität als Grenzbegriff: Aus diesen Überlegungen folgt, dass die Kreativität bei Whitehead als Grenzbegriff im Sinne dieser Untersuchung zu verstehen ist. Sie ist kein positiver Gegenstand, sondern die Markierung einer Grenze – der Grenze, an der die positive Bestimmung aufhört, weil der Ermöglichungsgrund erreicht ist. Aber diese Grenze ist kein äußerer Abbruch; sie ist die operative Struktur, die jeder positiven Bestimmung immanent ist. Die Kreativität ist in jeder actual occasion, aber sie geht in keiner actual occasion vollständig auf. Sie ist der Überschuss, der jede Bestimmung trägt und über sie hinausweist.

6.5 Die strukturelle Verbindung von Prozess und Apophatik

Die entscheidende Frage, die dieser Abschnitt beantworten muss, ist: Ist die apophatische Dimension des Kreativitätsbegriffs eine interne Notwendigkeit von Whiteheads Prozessontologie, oder ist sie eine externe Zuschreibung, die dem System von außen aufgezwungen wird? Die Antwort lautet: Die apophatische Dimension ist eine interne Notwendigkeit. Sie ergibt sich aus der inneren Logik der prozessualen Ontologie selbst, wenn diese konsequent zu Ende gedacht wird.

Die interne Notwendigkeit der apophatischen Dimension: Der Nachweis dieser internen Notwendigkeit gliedert sich in drei Argumentationsschritte. Der erste Schritt zeigt, dass jede konsequente prozessuale Ontologie auf die Frage nach dem Ermöglichungsgrund stoßen muss. Wenn Identität Resultat von Prozessen ist und Prozesse ontologisch primär sind, dann stellt sich die Frage: Was ermöglicht Prozesse? Diese Frage ist nicht willkürlich; sie ergibt sich aus der inneren Logik der prozessualen Ontologie selbst.

Der zweite Schritt zeigt, dass dieser Ermöglichungsgrund nicht selbst als Prozess beschrieben werden kann, ohne in einen infiniten Regress zu geraten. Wenn der Ermöglichungsgrund von Prozessen selbst ein Prozess ist, dann stellt sich dieselbe Frage auf einer höheren Ebene. Der Ermöglichungsgrund von Prozessen muss daher etwas sein, das nicht selbst ein Prozess unter anderen ist: das, was Prozessualität als solche ermöglicht, ohne selbst in derselben Weise prozessuell zu sein.

Der dritte Schritt zeigt, dass dieser Ermöglichungsgrund sich der vollständigen positiven Bestimmung entziehen muss. Wenn der Ermöglichungsgrund vollständig positiv bestimmbar wäre, würde er eine positive Identität haben. Aber dann wäre er selbst ein bestimmtes Seiendes innerhalb der Ordnung der Seienden, nicht deren Ermöglichungsgrund. Jede vollständige positive Bestimmung des Ermöglichungsgrundes überführt ihn in die Ordnung des Begründeten und zerstört damit seine Funktion als Ermöglichungsgrund.

Diese drei Schritte zusammen zeigen, dass die apophatische Dimension eine interne Notwendigkeit der prozessualen Ontologie ist: Wer konsequent fragt, was Prozessualität ermöglicht, stößt auf einen Ermöglichungsgrund, der sich der vollständigen positiven Bestimmung entzieht. Whiteheads Kreativität ist die expliziteste Ausarbeitung dieses Ermöglichungsgrundes in der modernen Prozessphilosophie.

Die Kreativität als Beispiel des Überschusses: In der Systematik dieser Untersuchung wurde der Überschuss als die produktive Form des Scheiterns positiver Selbstfundierung beschrieben. Whiteheads Kreativität ist das präziseste Beispiel dieser Figur in der Prozessphilosophie der Moderne. Sie hat alle drei charakteristischen Eigenschaften des Überschusses.

Die erste Eigenschaft ist die Nicht-Leere. Die Kreativität ist nicht das Nichts; sie ist das Prinzip, durch das Neues entsteht, durch das actual occasions aus dem Vielheitsfeld der vorherigen actual occasions hervorgehen. Sie ist positiv wirksam: Ohne sie gäbe es keine actual occasions, keine Prozesse, keine Wirklichkeit.

Die zweite Eigenschaft ist die Nicht-Objektivierbarkeit. Die Kreativität ist nicht als Objekt beschreibbar: Sie hat keine eigene Natur, keine eigenen Eigenschaften, keine eigene Identität. Sie ist immer nur in den actual occasions, die sie instanzieren, nicht neben ihnen oder hinter ihnen.

Die dritte Eigenschaft ist die Produktivität. Die Kreativität ist das Prinzip der Novität: das, durch das die Wirklichkeit nicht einfach eine Wiederholung des Vergangenen ist, sondern immer Neues erzeugt. Diese Produktivität ist die positive Seite der Nicht-Objektivierbarkeit: Gerade weil die Kreativität nicht als bestimmtes Objekt fixiert werden kann, kann sie immer Neues ermöglichen.

Die Komplementaritätsthese im Lichte von Whiteheads System: Die Analyse von Whiteheads System erlaubt eine präzise Formulierung der Komplementaritätsthese auf der Grundlage eines konkreten philosophischen Systems. Die Komplementaritätsthese lautet: Apophatik und Prozess sind komplementäre Grenzbegriffe, die verschiedene Dimensionen derselben Grenzstruktur beschreiben. Apophatik beschreibt die Entzugsseite der Grenze: die Unmöglichkeit vollständiger positiver Bestimmung des Ermöglichungsgrundes. Prozess beschreibt die Ermöglichungsseite der Grenze: die immanente Dynamik, durch die Bestimmungen entstehen, ohne je vollständig abgeschlossen zu werden.

Whiteheads System konkretisiert diese abstrakte These auf eine Weise, die ihre philosophische Substanz zeigt. Die Kreativität ist die Entzugsseite: das ultimative Prinzip, das sich jeder vollständigen positiven Bestimmung entzieht. Der Prozess der Konkreszenz ist die Ermöglichungsseite: die immanente Dynamik, durch die actual occasions entstehen, sich konstituieren und vergehen. Beide sind Aspekte derselben Wirklichkeit: Die Kreativität ist das, was den Prozess ermöglicht; der Prozess ist das, in dem die Kreativität instanziiert wird.

Diese gegenseitige Angewiesenheit ist das, was die Komplementaritätsthese behauptet. Apophatik und Prozess sind nicht zwei alternative Reaktionen auf dieselbe Problemlage, zwischen denen man wählen könnte; sie sind zwei Aspekte derselben Reaktion, die einander notwendig ergänzen. Wer den Prozess vollständig beschreibt, stößt auf den Ermöglichungsgrund, der sich der vollständigen Bestimmung entzieht: auf die apophatische Dimension. Wer den Ermöglichungsgrund vollständig beschreibt – so weit dies möglich ist –, muss die immanente Dynamik beschreiben, in der er wirksam ist: die prozessuale Dimension.

Die Novität und die apophatische Offenheit: Eine besondere Dimension der Verbindung zwischen Prozess und Apophatik bei Whitehead findet sich in seinem Begriff der Novität: der Tatsache, dass actual occasions wirklich Neues erzeugen, das nicht vollständig aus den vorherigen actual occasions abgeleitet werden kann. Novität ist bei Whitehead keine bloße Variation desselben Themas; sie ist genuine Neuheit: das Entstehen von etwas, das vorher nicht war und das nicht vollständig durch das Vorherige determiniert ist.

Diese Novität ist möglich, weil die Kreativität als ultimatives Prinzip nicht auf eine bestimmte Form der Produktivität festgelegt ist: Sie ermöglicht immer Neues, weil sie selbst kein bestimmtes Seiendes ist, das auf eine bestimmte Form der Wirksamkeit festgelegt wäre. Diese Verbindung zwischen Novität und der Unbestimmbarkeit des ultimativen Prinzips

zeigt, dass die apophatische Dimension – die Unbestimmbarkeit der Kreativität – nicht eine Einschränkung der prozessualen Produktivität ist, sondern ihre Bedingung. Gerade weil die Kreativität nicht vollständig bestimmbar ist, kann sie immer Neues ermöglichen. Dies ist die genuine Form der Verbindung zwischen apophatischer und prozessualer Dimension: Die apophatische Offenheit des Ermöglichungsgrundes ist die Bedingung der prozessualen Offenheit der Wirklichkeit.

Methodische Bilanz der Fallstudien

Strukturelle Homologie trotz inhaltlicher Differenz

Die beiden Fallstudien zu Nāgārjuna und Whitehead haben gezeigt, was die vier Fallstudien des zweiten Blocks der Vorlesungsreihe im Detail entfaltet haben: dass apophatische und prozessuale Figuren in philosophischen Traditionen auftreten, die historisch unabhängig voneinander und kategorial verschieden sind. Nāgārjuna entstammt der indischen buddhistischen Tradition des zweiten Jahrhunderts; Whitehead der westlichen Moderne des frühen zwanzigsten Jahrhunderts. Ihre Problemkonstellationen sind verschieden – Nāgārjuna reagiert auf die Aporien der Abhidharma-Ontologie, Whitehead auf die Krise der klassischen Physik. Ihre Begriffe sind verschieden – svabhāva und pratītyasamutpāda hier, actual occasion und creativity dort. Ihre Argumentationsformen sind verschieden – die prasaṅga-Argumentation in Versform hier, die systematische spekulative Metaphysik in Prosa dort.

Und dennoch vollziehen beide dieselbe strukturelle Grundoperation. Beide weisen die Annahme einer vollständig intrinsischen, relationsunabhängigen Bestimmtheit zurück – Nāgārjuna durch die svabhāva-Kritik, Whitehead durch die Ablehnung des substanzontologischen Substrat-Modells. Beide beschreiben die Wirklichkeit als konstitutiv relational – Nāgārjuna durch pratītyasamutpāda (abhängiges Entstehen), Whitehead durch die Theorie der Prehension. Beide stoßen auf einen Ermöglichungsgrund, der sich der vollständigen positiven Bestimmung entzieht – Nāgārjuna auf die Śūnyatā, die selbst leer ist, Whitehead auf die Kreativität, die als ultimate der ultimates nicht weiter analysierbar ist. Beide verbinden diese apophatische Dimension mit einer prozessualen Beschreibung der Wirklichkeit – Nāgārjuna durch die Lehre des abhängigen Entstehens als permanenter Dynamik, Whitehead durch die Konkreszenz der actual occasions.

Diese strukturelle Homologie trotz inhaltlicher Differenz ist der Kernbefund der genealogischen Fallstudien. Er zeigt, dass die Invarianzthese keine These über inhaltliche Übereinstimmung ist, sondern eine These über die strukturelle Operation, die verschiedenen Traditionen gemeinsam ist. Die Differenzen zwischen den Positionen sind keine Widerlegungen der These, sondern Realisierungsvarianten einer invarianten Grundstruktur. Sie zeigen, dass die strukturelle Operation in verschiedenen kulturellen, begrifflichen und argumentativen Kontexten realisiert werden kann, ohne ihre charakteristische Form zu verlieren.

Die vier Strukturmerkmale performativer Apophatik

Die vergleichende Analyse der beiden Fallstudien erlaubt die Formulierung von vier Strukturmerkmalen, die die performative Apophatik als Typ konstituieren. Diese Merkmale

sind nicht nur bei Nāgārjuna und Whitehead nachweisbar, sondern durchziehen die gesamte apophatische Tradition.

Erstens: Immanente Kritik. Die performative Apophatik vollzieht keine externe Kritik der positiven Bestimmungen des Ermöglichungsgrundes – sie setzt keinen externen Maßstab ein, von dem aus die Inadäquatheit dieser Bestimmungen beurteilt wird. Sie vollzieht eine immanente Kritik: Sie entwickelt die Konsequenzen der positiven Bestimmungen aus ihren eigenen Prämissen heraus und zeigt, dass diese Konsequenzen die Funktion, die die Bestimmungen erfüllen sollen, unterminieren. Bei Nāgārjuna ist dies die prasaṅga-Argumentation im engsten Sinn; bei Whitehead ist es der Nachweis, dass die substanzontologische Annahme zu Aporien in der Beschreibung von Prozess und Veränderung führt.

Zweitens: Asymmetrie von Destruktion und Konstruktion. Die performative Apophatik destruiert positive Fixierungen, ohne an ihrer Stelle neue zu konstruieren. Bei Nāgārjuna ist dies explizit: Das prasaṅga-Argument destruiert die svabhāva-Annahme, ohne an ihrer Stelle eine neue positive These über die Natur der Phänomene zu konstruieren. Bei Whitehead zeigt sich dies in der Bestimmung der Kreativität als ultimative, die nicht weiter analysiert werden kann: Die Destruktion der Substanzontologie führt nicht zu einer neuen positiven Bestimmung eines letzten Prinzips, sondern zur Markierung einer Grenze.

Drittens: Selbstanwendung. Die performative Apophatik wendet auf sich selbst an, was sie über die Grenzstruktur zeigt. Die apophatische Operation gilt nicht nur für die positiven Bestimmungen des Ermöglichungsgrundes, sondern auch für die Rede, die die apophatische Operation vollzieht. Bei Nāgārjuna ist dies die Lehre, dass Śūnyatā selbst leer ist; bei Whitehead ist es die Einsicht, dass auch die Aussage über die Kreativität als ultimate von der Grenzstruktur betroffen ist, die sie beschreibt.

Viertens: Verweisung auf das Nicht-Assertorische durch Vollzug. Das entscheidende Merkmal der performativen Apophatik ist die Verweisung auf eine Dimension, die nicht assertorisch fixiert werden kann, durch den Vollzug selbst. Die performative Apophatik sagt nicht, was der Ermöglichungsgrund ist; sie vollzieht einen Bewegungsgang, an dessen Ende das Denken an einem Ort angelangt ist, von dem aus diese Dimension sichtbar ist. Bei Nāgārjuna ist dies der Vollzug der prasaṅga-Argumentation; bei Whitehead ist es die spekulative Konstruktion, die an die Grenze des Sagbaren führt.

Teil III: Systematische Theorie der Grenzstruktur

Kapitel 7: Ontologische Apophatik – der systematisch fundamentale Typ

7.1 Die ontologische Grundstruktur: Bedingung und Bedingtes

Die ontologische Apophatik ist der systematisch fundamentale Typ der apophatischen Operation. Dies zu behaupten bedeutet nicht, dass die anderen drei Typen – die epistemische, die linguistische und die performative – philosophisch wertlos oder entbehrlich wären. Es bedeutet, dass sie in ihrer vollständigen philosophischen Begründung auf die ontologische Apophatik verweisen, weil die Grenzen des Wissens und der Sprache, die sie thematisieren, aus einer tieferliegenden ontologischen Struktur folgen. Die epistemische

Apophatik beschreibt, dass der Ermöglichungsgrund unseren Erkenntnismitteln unzugänglich ist; die linguistische Apophatik beschreibt, dass er sich dem Sagbaren entzieht. Aber warum ist das so? Die Antwort liegt in der ontologischen Struktur des Verhältnisses zwischen dem Ermöglichungsgrund und dem, was er ermöglicht.

Die ontologische Grundstruktur, auf der die Apophatik beruht, ist die strukturelle Asymmetrie zwischen Bedingung und Bedingtem. Bestimmtheit, wie in den ersten Kapiteln dieser Untersuchung gezeigt, ist wesentlich Bestimmtheit durch Differenz: Etwas ist bestimmt, insofern es sich von anderem unterscheidet, insofern es in einer konstitutiven Abgrenzungsrelation zu seinem Anderen steht. Diese Differenzstruktur ist nicht eine nachträgliche Relation zwischen bereits konstituierten Identitäten; sie ist konstitutiv für die Identität selbst. Was bestimmt ist, ist bestimmt durch Differenz, und die Differenz geht der Identität nicht nach, sondern vor.

Wenn dies so ist, dann stellt sich die Frage nach der Bedingung dieser Differenzstruktur: Was ermöglicht die konstitutive Differenzierbarkeit des Seienden? Diese Frage ist die reflexive Wendung der Ontologie, die in Kapitel 1 als der Ausgangspunkt dieser gesamten Untersuchung entwickelt wurde. Ihre Beantwortung führt in die Aporie, die die drei Figuren des Scheiterns positiver Selbstfundierung beschreiben: Jeder Versuch, die Bedingung der Bestimmtheit als ein weiteres Bestimmtes zu fassen, reproduziert dieselbe Frage auf höherer Ebene.

Das Entscheidende für die ontologische Apophatik ist nicht das Scheitern als solches, sondern seine Form. Es ist kein empirisches Scheitern, das durch bessere Mittel überwunden werden könnte; es ist ein strukturelles Scheitern. Jeder Versuch, den Ermöglichungsgrund vollständig positiv zu bestimmen, verfehlt seine Funktion als Ermöglichungsgrund – nicht weil unsere Erkenntnismittel versagen, nicht weil die Sprache an ihre Grenzen stößt, sondern weil ein vollständig positiv bestimmter Ermöglichungsgrund kein Ermöglichungsgrund mehr wäre, sondern ein Bedingtes.

Das Argument der ontologischen Apophatik lässt sich in drei Schritten entfalten. Wenn der Ermöglichungsgrund der Bestimmbarkeit vollständig positiv bestimmt wäre, dann hätte er eine positive Identität: Er wäre dieses und nicht anderes; er hätte bestimmte Eigenschaften und nicht andere; er stünde in einer konstitutiven Abgrenzungsrelation zu anderem, von dem er sich unterscheidet. Aber genau diese Struktur – Identität durch Differenz, Bestimmtheit durch Abgrenzung – ist die Struktur des Bedingten, nicht des Ermöglichenden. Was vollständig positiv bestimmt ist, ist ein Element der Ordnung des Bestimmten: Es hat dieselbe ontologische Struktur wie die Phänomene, die durch die Ordnung ermöglicht werden. Als Element dieser Ordnung kann es nicht ihr Ermöglichungsgrund sein – denn das Ermöglichende steht nicht auf derselben Ebene wie das Ermöglichte; es hat eine strukturell andere Stellung. Der Ermöglichungsgrund der Bestimmbarkeit kann nicht vollständig positiv bestimmt werden, weil vollständige positive Bestimmung ihn in die Ordnung überführte, deren Grund er ist.

7.2 Die konstitutive Unbestimmbarkeit – kein Defizit, sondern Überfülle

Ein entscheidendes philosophisches Missverständnis, das die ontologische Apophatik von Anfang an begleitet, ist die Interpretation der Unbestimmbarkeit des Ermöglichungsgrundes

als Mangel oder Defizit. Dieses Missverständnis liegt hinter der Kritik, die Substanzontologen an apophatischen Positionen üben: Wenn über den Ermöglichungsgrund nichts Positives gesagt werden kann, dann ist er auch philosophisch leer, ein bloßes Nichts, das als Erklärung nichts leistet. Diese Kritik verfehlt das Entscheidende. Die Unbestimmbarkeit des Ermöglichungsgrundes ist nicht Defizit, sondern konstitutive Eigenschaft: Sie ist die Bedingung seiner Ermöglichungsfunktion, nicht ihre Schwächung.

Das Argument, das diese These stützt, ist das Komplement des Arguments für die strukturelle Aporie vollständiger positiver Bestimmung. Ein Ermöglichungsgrund, der vollständig positiv bestimmt wäre, hätte eine festgelegte Identität: Er wäre dieses und nicht anderes, hätte diese Eigenschaften und nicht jene, stünde in diesen Relationen und nicht in anderen. Als vollständig fixiertes Identisches könnte er nur die Bestimmungen ermöglichen, die mit seiner spezifischen Identität kompatibel sind; alle anderen Bestimmungen wären durch ihn ausgeschlossen. Ein vollständig positiv bestimmter Ermöglichungsgrund wäre ein selektiver Ermöglichungsgrund: einer, der nur bestimmte Formen der Bestimmtheit ermöglicht und andere nicht.

Die Bedingung der Bestimmbarkeit als solcher aber muss universal sein: Sie muss alle Formen der Bestimmtheit ermöglichen, nicht nur bestimmte. Und diese Universalität verlangt, dass der Ermöglichungsgrund selbst nicht auf eine bestimmte positive Identität festgelegt ist. Die Unbestimmbarkeit ist die Bedingung der universalen Ermöglichungskraft: Gerade weil der Ermöglichungsgrund sich positiver Fixierung entzieht, kann er alle Formen der Bestimmtheit ermöglichen, ohne auf eine von ihnen festgelegt zu sein.

Dieses Argument ist strukturell dasjenige, das Whitehead für die Kreativität als ultimatives Prinzip entwickelt hat: Weil die Kreativität nicht auf eine bestimmte Form der Produktivität festgelegt ist, kann sie immer Neues ermöglichen; ihre Unbestimmbarkeit ist die Bedingung ihrer universalen prozessualen Offenheit. Es ist dieselbe Struktur, die das Daodejing in der Figur der nützlichen Leere ausdrückt: Gerade weil das Gefäß leer ist, ist es nützlich; gerade weil das Dao sich positiver Fixierung entzieht, kann es die Myriaden der Dinge ohne Ausnahme tragen. Und es ist dieselbe Struktur, die Dionysios in der Figur des Überstiegs beschreibt: Das Über-Seiende ist nicht weniger als das Seiende, sondern mehr – nicht weil es mehr Eigenschaften hätte, sondern weil es jenseits der Fixierung auf bestimmte Eigenschaften liegt.

Die ontologische Apophatik ist damit keine Philosophie des Mangels, sondern eine Philosophie der konstitutiven Überfülle. Der Ermöglichungsgrund entzieht sich positiver Bestimmung nicht, weil er arm an Bestimmtheit wäre, sondern weil er zu reich ist, um auf eine einzelne Bestimmung festgelegt zu werden. Er ist die Bedingung aller Bestimmungen und kann daher durch keine einzelne vollständig erfasst werden. Die apophatische Operation schützt diese Überfülle, indem sie jede reduktive Fixierung zurückweist.

Dies ist der positive ontologische Gehalt der Unbestimmbarkeit. Sie ist keine leere Negation, sondern die Beschreibung einer Dimension des Seienden, die positiv wirksam ist – als Ermöglichungsstruktur –, ohne positiv bestimmbar zu sein. Der Überschuss, den Kapitel 3 als die produktive Form des Scheiterns positiver Selbstfundierung beschrieben hat, ist genau diese Dimension: strukturiert, nicht-leer, produktiv, aber keiner vollständigen positiven Fixierung zugänglich. Die ontologische Apophatik ist die begriffliche Artikulation dieser

Dimension. Sie zeigt, dass die Unbestimmbarkeit des Ermöglichungsgrundes keine epistemische oder sprachliche Beschränkung ist, sondern eine ontologische Eigenschaft: eine Eigenschaft des Seienden selbst, die darin besteht, dass seine eigene Bedingung sich ihm entzieht, um es zu ermöglichen.

Die spezifische Form der ontologischen Reaktion auf diese Struktur ist eine Reflexion zweiter Ordnung. Sie ist keine Beschreibung des Ermöglichungsgrundes, sondern eine Beschreibung des Verhältnisses zwischen dem Ermöglichungsgrund und der ermöglichten Ordnung. Sie sagt nicht: "Der Ermöglichungsgrund hat die Eigenschaft X." Sie sagt: "Jeder Versuch, dem Ermöglichungsgrund die Eigenschaft X zuzuschreiben, überführt ihn in die Ordnung des Bestimmten und verfehlt damit seine Funktion als Ermöglichungsgrund." Diese Aussage ist keine Aussage über den Ermöglichungsgrund, sondern über die Bedingungen der Möglichkeit von Aussagen über den Ermöglichungsgrund. Sie ist philosophisch informativ, weil sie zeigt, warum der Ermöglichungsgrund sich der positiven Bestimmung entzieht, und damit indirekt, wie er strukturiert sein muss, dass jede positive Bestimmung ihn verfehlt.

Die ontologische Apophatik ist damit eine reflexive, nicht-assertorische Operation. Sie operiert an der Grenze – sie thematisiert die Grenzstruktur, ohne sie zu überschreiten. Was sie aussagt, ist nicht der Ermöglichungsgrund selbst, sondern die Bedingungen, unter denen er zugänglich und unzugänglich ist. Diese Bedingungen sind philosophisch präzise: Sie zeigen die Struktur der Differenz zwischen Ermöglichungsgrund und ermöglichter Ordnung, ohne diese Differenz durch eine positive Bestimmung zu überbrücken.

7.3 Reflexion zweiter Ordnung als angemessene Reaktionsform

Wenn die ontologische Unbestimmbarkeit des Ermöglichungsgrundes eine strukturelle, nicht defizitäre Eigenschaft ist, dann verlangt sie eine philosophische Reaktion, die dieser Struktur angemessen ist: eine Reaktion, die weder in die assertorische Fehlbeschreibung verfällt – den Versuch, den Ermöglichungsgrund vollständig positiv zu beschreiben –, noch in das Schweigen – die Weigerung, über die Grenzstruktur zu sprechen. Die ontologische Apophatik ist diese dritte Möglichkeit: die Reflexion auf die Grenzstruktur als solche, die ihrer eigenen Inadäquatheit eingedenk bleibt.

Diese Reflexion hat eine spezifische logische Form, die sie von beiden Alternativen unterscheidet. Sie ist keine Beschreibung des Ermöglichungsgrundes, sondern eine Beschreibung des Verhältnisses zwischen dem Ermöglichungsgrund und der ermöglichten Ordnung – eine Beschreibung der Differenz, die beide trennt, ohne in den Ermöglichungsgrund selbst einzudringen. Sie sagt nicht: „Der Ermöglichungsgrund hat die Eigenschaft X.“ Sie sagt: „Jeder Versuch, dem Ermöglichungsgrund die Eigenschaft X zuzuschreiben, überführt ihn in die Ordnung des Bestimmten und verfehlt damit seine Funktion als Ermöglichungsgrund.“ Diese Aussage ist keine Aussage über den Ermöglichungsgrund, sondern über die Bedingungen der Möglichkeit von Aussagen über den Ermöglichungsgrund.

Diese logische Form ist die Form einer Reflexion zweiter Ordnung: Sie beschreibt nicht den Gegenstand, sondern die Bedingungen, unter denen Beschreibungen des Gegenstands scheitern müssen. Und diese Reflexion zweiter Ordnung ist philosophisch informativ: Sie

zeigt, warum der Ermöglichungsgrund sich der positiven Bestimmung entzieht, und damit – indirekt – wie er strukturiert sein muss, dass jede positive Bestimmung ihn verfehlt.

Die Reflexion zweiter Ordnung ist dabei nicht in einem infiniten Regress verstrickt. Der Einwand liegt nahe: Wenn eine Aussage über die Bedingungen des Scheiterns von Aussagen über den Ermöglichungsgrund ihrerseits eine Aussage ist, dann stellt sich die Frage, ob sie selbst den Bedingungen des Scheiterns unterliegt – ob also auch sie durch weitere Reflexion eingeholt werden muss, und so fort. Dieser Einwand ist wichtig, aber er trifft die ontologische Apophatik nicht, wenn sie korrekt formuliert ist.

Die Reflexion zweiter Ordnung unterliegt nicht denselben Bedingungen wie die Beschreibungen, über die sie reflektiert. Sie beschreibt nicht den Ermöglichungsgrund – sie beschreibt die Struktur des Scheiterns seiner Beschreibung. Diese Beschreibung des Scheiterns ist möglich, weil das Scheitern selbst eine bestimmbare Struktur hat: Es scheitert, weil es einen vollständig positiv bestimmten Gegenstand in eine Ordnung einordnet, der er nicht angehört. Diese Strukturbeschreibung des Scheiterns ist keine Beschreibung des Ermöglichungsgrundes selbst und unterliegt daher nicht demselben Scheitern. Sie ist nicht eine Aussage, die den Ermöglichungsgrund in die Ordnung des Bestimmten einordnete; sie ist eine Aussage über die Bedingungen, unter denen solche Einordnungen scheitern.

Die ontologische Apophatik ist damit eine reflexive, nicht assertorische Operation. Sie operiert an der Grenze – sie thematisiert die Grenzstruktur, ohne sie zu überschreiten. Was sie aussagt, ist nicht der Ermöglichungsgrund selbst, sondern die Bedingungen, unter denen er zugänglich und unzugänglich ist. Diese Bedingungen sind philosophisch informativ: Sie zeigen die Struktur der Differenz zwischen Ermöglichungsgrund und ermöglichter Ordnung, ohne diese Differenz durch eine positive Bestimmung zu überbrücken.

7.4 Zwei Präzisierungen: der Ermöglichungsgrund ist nicht nichts; Wahrheitsanspruch

Um Missverständnisse zu vermeiden, die aus der Nähe der ontologischen Apophatik zu negativer Theologie, Agnostizismus und Skeptizismus entstehen, sind zwei Präzisierungen notwendig.

Erste Präzisierung: Der Ermöglichungsgrund ist nicht Nichts. Die ontologische Apophatik behauptet, dass der Ermöglichungsgrund sich der vollständigen positiven Bestimmung entzieht. Dies könnte dahin missverstanden werden, dass er ontologisch leer oder gar inexistent sei – das Nichts, das übrig bleibt, wenn alle positiven Bestimmungen abgezogen werden. Dieses Missverständnis ist in der Geschichte der Philosophie häufig aufgetreten und hat die apophatische Tradition in den Verdacht des Nihilismus gebracht.

Die ontologische Apophatik schließt dieses Missverständnis explizit aus. Der Ermöglichungsgrund ist nicht nichts; er ist die strukturierte, nicht-leere Bedingung der Möglichkeit von Bestimmtheit. Er ist positiv wirksam: ohne ihn gäbe es keine Bestimmungen, keine Identitäten, keine differenzierte Wirklichkeit. Die Unbestimmbarkeit ist keine Aussage über sein Nichtsein, sondern über seine ontologische Struktur. Plotins Eines ist nicht das Nichts; es ist die Überfülle, aus der alles hervorgeht. Śaṅkaras nirguna Brahman ist nicht das Nicht-Existente; es ist das einzig vollständig Reale. Nāgārjunas śūnyatā ist keine

Aussage über die Inexistenz der Phänomene, sondern über ihre konstitutive Relationalität. Das wu des Daodejing ist die nützliche Leere, die ermöglicht.

Zweite Präzisierung: Die ontologische Apophatik erhebt einen philosophischen Wahrheitsanspruch. Die Aussagen der ontologischen Apophatik sind keine bloßen Ausdrücke epistemischer Bescheidenheit und keine rhetorischen Gesten mystischer Ehrfurcht. Sie sind philosophische Aussagen mit einem Wahrheitsanspruch: die Aussage, dass der Ermöglichungsgrund der Bestimmbarkeit strukturell unbestimmbar ist, ist wahr, und ihre Wahrheit folgt aus der ontologischen Analyse der Bedingungen von Bestimmtheit.

Dieser Wahrheitsanspruch ist allerdings ein spezifischer: Er bezieht sich nicht auf positive Eigenschaften des Ermöglichungsgrundes, sondern auf die Struktur des Verhältnisses zwischen Ermöglichungsgrund und ermöglichter Ordnung. Die Aussage ist nicht: „Der Ermöglichungsgrund ist X“, was wahr ist. Die Aussage ist: „Jeder Versuch, dem Ermöglichungsgrund die Eigenschaft X vollständig zuzuschreiben, scheitert strukturell“ – und dieser Satz ist wahrheitsfähig und kann philosophisch begründet werden.

7.5 Die Komplementarität von Apophatik und Prozess

Die ontologische Apophatik beschreibt, wie in Kapitel 1 entwickelt, nur eine Seite der Grenzstruktur: die Entzugsdimension. Sie zeigt, dass der Ermöglichungsgrund sich der vollständigen positiven Bestimmung entzieht. Aber die Grenzstruktur hat eine doppelte Funktion: Ermöglichung und Entzug. Die Ermöglichungsdimension – die Tatsache, dass der Ermöglichungsgrund positiv wirksam ist, dass er Bestimmungen produziert, Identitäten konstituiert, Prozesse ermöglicht – ist die komplementäre Seite, die die prozessuale Reaktionsform beschreibt.

Diese Komplementarität ist für die ontologische Apophatik in folgendem Sinn konstitutiv: Die ontologische Apophatik wäre ohne die prozessuale Dimension eine einseitige Theorie. Sie würde die Entzugsseite der Grenzstruktur beschreiben – den Ermöglichungsgrund als das, das sich der positiven Bestimmung entzieht –, ohne die Ermöglichungsseite zu erfassen: den Ermöglichungsgrund als das, was Bestimmungen produktiv ermöglicht. Eine ontologische Apophatik ohne prozessuale Komplementarität tendiert dazu, den Ermöglichungsgrund als bloßes Jenseits zu behandeln – als das, das jenseits der ermöglichten Ordnung liegt, ohne zu ihr in einem produktiven Verhältnis zu stehen.

Die ontologische Apophatik in ihrer vollständigen Form beschreibt daher beides: dass der Ermöglichungsgrund sich der vollständigen positiven Bestimmung entzieht, und warum dieser Entzug die Bedingung seiner produktiven Wirksamkeit ist. Diese doppelte Beschreibung ist der Kern der Komplementaritätsthese: Apophatik und Prozess beschreiben verschiedene Dimensionen derselben Grenzstruktur, und keine der beiden Beschreibungen ist ohne die andere vollständig.

Die prozessuale Seite – die Ermöglichungsdimension – ist in den vorangegangenen Kapiteln bereits entwickelt worden. Sie zeigt, dass die Grenze nicht nur entzieht, sondern auch ermöglicht – dass die immanente Differenzstruktur, die jeder Bestimmung zugrunde liegt, nicht eine Grenze der Bestimmtheit ist, sondern ihre Bedingung. Die prozessuale Reaktionsform beschreibt, wie der Ermöglichungsgrund als immanente Dynamik wirkt, die

Bestimmungen hervorbringt, stabilisiert und transformiert, ohne jemals in einer abschließenden Bestimmung aufzugehen. Die ontologische Apophatik und die prozessuale Reaktionsform sind zwei Seiten derselben Sache, und erst ihre Verbindung ermöglicht eine vollständige Beschreibung der Grenzstruktur.

Kapitel 8: Performative Apophatik – die Vollzugsdimension

8.1 Performativität als Grundbegriff

Die drei anderen Typen der apophatischen Operation – die epistemische, die linguistische und die ontologische – haben ein gemeinsames Merkmal, das sie vom vierten Typ unterscheidet: Sie vollziehen die apophatische Operation durch Aussagen. Die epistemische Apophatik sagt, dass der Ermöglichungsgrund unsere Erkenntnismittel übersteigt. Die linguistische sagt, dass er jenseits der Grenzen des Sagbaren liegt. Die ontologische sagt, dass jeder Versuch seiner vollständigen positiven Bestimmung strukturell scheitern muss. In allen drei Fällen ist die apophatische Operation eine assertorische: Sie beschreibt, erklärt, begründet – wenn auch auf sehr verschiedenen Ebenen und mit sehr verschiedener philosophischer Tiefe.

Der vierte Typ vollzieht die apophatische Operation anders. Er sagt nicht, dass positive Bestimmungen des Ermöglichungsgrundes scheitern; er vollzieht das Scheitern. Er beschreibt nicht die Grenzstruktur; er realisiert sie im Medium der Sprache selbst. Er erklärt nicht die Inadäquatheit assertorischer Rede gegenüber dem Ermöglichungsgrund; er führt diese Inadäquatheit vor, indem er eine Form des Sprechens entwickelt, die in ihrem Vollzug die Grenzen jeder Form des Sprechens sichtbar macht. Dieser Typ ist die performative Apophatik.

Der Begriff der Performativität ist hier in einem Sinn verwendet, der sich von seinem Gebrauch in der Sprechakttheorie Austins und Searles unterscheidet, auch wenn er an diesen Gebrauch anknüpft. In der Sprechakttheorie bezeichnet performativ Sprechakte, die durch ihre Äußerung eine Handlung vollziehen anstatt einen Sachverhalt zu beschreiben – Versprechen, Taufen, Verurteilen, Eröffnen. Die performative Apophatik verwendet den Begriff in einem verwandten, aber spezifischeren Sinn: Sie bezeichnet Formen des philosophischen Sprechens, die die Grenzstruktur durch ihren Vollzug anzeigen, ohne sie durch eine assertorische Proposition zu beschreiben. Das Entscheidende ist nicht, dass sie Handlungen vollziehen anstatt zu beschreiben – das tun alle Sprechakte in gewissem Sinn –, sondern dass sie durch die Art ihres Vollzugs auf eine Dimension verweisen, die im Vollzug selbst sichtbar wird, ohne im Inhalt der Aussage explizit zu sein.

Diese Verschiebung des Fragerahmens von der Aussage zum Vollzug ist philosophisch fundamental. Sie entspricht in gewisser Weise der Wittgensteinschen Unterscheidung zwischen Sagen und Zeigen – aber mit dem entscheidenden Unterschied, dass die performative Apophatik nicht im Schweigen endet, sondern im philosophischen Sprechen eine Form findet, die das Zeigen artikuliert, ohne in assertorisches Sagen zurückzufallen. Die performative Apophatik ist damit diejenige Form des philosophischen Denkens, die die Konsequenz aus der Inadäquatheit assertorischer Rede zieht, ohne die Konsequenz des Schweigens zu ziehen.

8.2 Die vier Strukturmerkmale der performativen Apophatik

Eine Analyse der drei paradigmatischen Realisierungen performativer Apophatik – Nāgārjunas prasaṅga-Argumentation, Eckharts Predigten und das Daodejing – erlaubt die Formulierung von vier Strukturmerkmalen, die diesen Typ als solchen konstituieren. Diese Merkmale sind nicht additiv, sondern bilden ein zusammenhängendes Gefüge; jedes verweist auf die anderen, und keine performative Apophatik realisiert eines ohne die anderen.

Erstes Merkmal: Immanente Kritik. Die performative Apophatik vollzieht keine externe Kritik der positiven Bestimmungen des Ermöglichungsgrundes – sie setzt keinen externen Maßstab ein, von dem aus die Inadäquatheit dieser Bestimmungen beurteilt wird. Sie vollzieht eine immanente Kritik: Sie entwickelt die Konsequenzen der positiven Bestimmungen aus ihren eigenen Prämissen heraus und zeigt, dass diese Konsequenzen die Funktion, die die Bestimmungen erfüllen sollen, unterminieren.

Bei Nāgārjuna ist dies die prasaṅga-Argumentation im engsten Sinn: Die svabhāva-Annahme führt, konsequent entwickelt, zu Aporien, die dem Gegner selbst inakzeptabel sind. Der Maßstab der Kritik ist nicht eine externe Wahrheit, sondern die innere Konsistenz der gegnerischen Position. Bei Eckhart vollzieht sich die immanente Kritik als systematisches Unterlaufen positiver Gottesvorstellungen: Jede vorläufige positive Bestimmung – Gott als Schöpfer, Gott als Erhalter, Gott als Objekt der Verehrung – wird durch die nächste Wendung der Predigt als unzureichend sichtbar gemacht, nicht durch externe Kritik, sondern durch die interne Bewegung der Predigtstruktur. Im Daodejing vollzieht sich die immanente Kritik durch die komplementären Gegensatzpaare: Die Fixierung auf einen der Pole wird durch die Einführung des anderen als unzureichend sichtbar gemacht, ohne dass ein externer Maßstab eingesetzt werden müsste.

Die immanente Kritik ist für die performative Apophatik konstitutiv, weil sie die apophatische Operation vollzieht, ohne selbst in eine neue positive Fixierung zu verfallen. Eine externe Kritik müsste einen Maßstab einsetzen, der selbst positiv bestimmt ist und damit den Fehler reproduziert, den sie kritisiert.

Zweites Merkmal: Asymmetrie von Destruktion und Konstruktion. Die performative Apophatik destruiert positive Fixierungen, ohne an ihrer Stelle neue zu konstruieren. Dies ist das Merkmal, das sie von der Dialektik im hegelschen Sinn unterscheidet: Die Aufhebung bei Hegel destruiert die einseitige Bestimmung und konstruiert eine neue, reichere – am Ende des dialektischen Prozesses steht die vollständige Einholung aller Negativität im absoluten Begriff. Die performative Apophatik kennt diesen konstruktiven Abschluss nicht.

Bei Nāgārjuna ist diese Asymmetrie explizit: Das prasaṅga-Argument destruiert die svabhāva-Annahme, ohne an ihrer Stelle eine neue positive These über die Natur der Phänomene zu konstruieren. Śūnyatā ist keine neue positive ontologische Eigenschaft, sondern die Bezeichnung für die Offenheit, die durch das Loslassen der svabhāva-Fixierung entsteht. Bei Eckhart destruiert die Entblößungsbewegung die positiven Gottesvorstellungen, ohne an ihrer Stelle eine positive Beschreibung der Gottheit zu konstruieren: Was im Durchbruch sichtbar wird, ist nicht eine neue Bestimmung, sondern das, was in der vollständigen Entblößung verbleibt – die Gottheit als Stille, die keine positive

Beschreibung erlaubt. Im Daodejing destruiert die Paradoxienstruktur die gewöhnlichen kategorialen Rahmungen, ohne an ihrer Stelle neue positive Kategorien zu konstruieren.

Drittes Merkmal: Selbstanwendung. Die performative Apophatik wendet auf sich selbst an, was sie über die Grenzstruktur zeigt. Die apophatische Operation gilt nicht nur für die positiven Bestimmungen des Ermöglichungsgrundes, sondern auch für die Rede, die die apophatische Operation vollzieht. Wer die Sätze der performativen Apophatik als positive Bestimmungen festhält, verfehlt ihren Vollzug.

Bei Nāgārjuna ist diese Selbstanwendung explizit: Śūnyatā ist selbst leer; die prasaṅga-Argumente haben keinen svabhāva. In der Vīgrahavyāvartanī reflektiert er auf den performativen Charakter seiner eigenen Argumentation: Sie sind therapeutische Mittel, deren Wirksamkeit nicht von ihrer intrinsischen Wahrheit abhängt, sondern von ihrer Funktion im philosophischen Vollzug. Bei Eckhart ist die Selbstanwendung in der dritten Stufe der Armut impliziert: Die Offenheit selbst darf nicht als Eigenschaft der Seele gehalten werden. Im Daodejing vollzieht sie sich in der ersten Zeile: „Das Dao, das benannt werden kann, ist nicht das beständige Dao“ – und dies gilt auch für die Benennung „Dao“ selbst, die der Text auf jeder Seite verwendet.

Die Selbstanwendung schützt die performative Apophatik vor dem Fehler der Selbstvergegenständlichung: Sie verhindert, dass die apophatische Operation selbst zu einer neuen positiven Fixierung wird, einem neuen Besitz des Denkens, der die Grenzstruktur auf neue Weise einschliesse.

Viertes Merkmal: Verweisung auf das Nicht-Assertorische durch Vollzug. Das entscheidende Strukturmerkmal der performativen Apophatik ist die Verweisung auf eine Dimension, die nicht assertorisch fixiert werden kann, durch den Vollzug selbst. Die performative Apophatik sagt nicht, was das Dao, die śūnyatā, die Gottheit ist; sie vollzieht einen Bewegungsgang, an dessen Ende das Denken an einem Ort angelangt ist, von dem aus diese Dimension sichtbar ist – nicht als positives Objekt, sondern als Offenheit oder als Stille oder als das, was in der vollständigen Entblößung verbleibt.

Diese Verweisung durch Vollzug ist das, was die performative Apophatik von den anderen drei Typen unterscheidet. Die epistemische, linguistische und ontologische Apophatik beschreiben die Grenzstruktur assertorisch: Sie sagen, dass der Ermöglichungsgrund jenseits der Reichweite unserer Erkenntnis oder unserer Sprache liegt, oder dass jede positive Bestimmung ihn strukturell verfehlt. Diese Beschreibungen sind philosophisch wichtig und korrekt, aber sie vollziehen nicht die Grenzstruktur; sie beschreiben sie. Die performative Apophatik vollzieht sie: Sie bringt das Denken durch eine spezifische Form des Sprechens an die Grenze, an der es selbst versteht, was keine Aussage vollständig sagen kann.

Die prasaṅga-Argumentation Nāgārjunas ist nicht eine Beschreibung der śūnyatā, sondern ein Vollzug, der den Zusammenbruch der svabhāva-Annahme herbeiführt. Wer die Argumente nachvollzieht, vollzieht die śūnyatā-Einsicht, ohne sie als neue positive Bestimmung festzuhalten. Eckharts Predigten sind nicht Lehren über die Gottheit, sondern Vollzüge der Entblößung, die den Hörer durch die Sprache transformieren. Das Daodejing ist

keine Theorie des Dao, sondern ein aphoristischer Vollzug, der den Leser an die Grenze führt, wo das Dao sich zeigt, indem es sich entzieht.

Die performative Apophatik ist damit die Vollzugsdimension der Grenzreflexion. Sie ist der Ort, an dem die ontologische Einsicht in die Unbestimmbarkeit des Ermöglichungsgrundes nicht nur behauptet, sondern praktiziert wird. Sie ist die sprachliche Gestalt einer Philosophie, die ihre eigene Grenze nicht ignoriert, sondern in ihren Vollzug integriert.

8.3 Zeigen und Sagen: warum der Tractatus nicht das letzte Wort ist

Die Entwicklung der performativen Apophatik stellt die Weichen für eine abschließende Auseinandersetzung mit der Position, die in der Geschichte der Philosophie den schärfsten Gegensatz zu ihr bildet: dem frühen Wittgenstein des Tractatus logico-philosophicus. Wittgenstein zieht aus der Einsicht in die Inadäquatheit assertorischer Sprache gegenüber der Grenzstruktur die Konsequenz des Schweigens. Die berühmte Schlusssatz – „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen“ – ist die folgerichtige Antwort eines Denkers, der die Grenzen des Sagbaren als absolute Grenzen behandelt. Was sich zeigt, ohne gesagt werden zu können, gehört für Wittgenstein zum Mystischen; die Philosophie hat es zu ehren, indem sie schweigt.

Die performative Apophatik geht einen anderen Weg. Sie teilt mit Wittgenstein die Einsicht, dass die Grenzstruktur sich nicht assertorisch sagen lässt. Aber sie zieht daraus nicht die Konsequenz des Schweigens, sondern die Konsequenz einer Transformation des Sprechens. Das Zeigen, von dem Wittgenstein spricht, ist bei ihm ein passives Geschehen: Die logische Form zeigt sich in jedem sinnvollen Satz; das Mystische tritt in Erscheinung, ohne dass der Philosoph dazu etwas tun müsste. Die performative Apophatik versteht das Zeigen dagegen als aktive philosophische Arbeit: Sie entwickelt Vollzüge – Paradoxien, performative Widersprüche, spezifische Argumentationsformen –, durch die die Grenzstruktur für das Denken sichtbar wird.

Der entscheidende Unterschied liegt im Begriff des Zeigens selbst. Für Wittgenstein ist das Zeigen das, was übrig bleibt, nachdem das Sagen an seine Grenze gestoßen ist – ein Residuum, das nicht weiter artikuliert werden kann. Für die performative Apophatik ist das Zeigen eine genuine philosophische Operation, die im Medium der Sprache vollzogen wird und die eigene Gesetzmäßigkeiten hat. Das Zeigen ist nicht das Ende der Philosophie, sondern ihre Fortsetzung mit anderen Mitteln. Der Tractatus ist nicht das letzte Wort, weil sein Schweigen die philosophische Arbeit dort abbricht, wo sie erst beginnen könnte: an der Grenze, an der das Denken seine eigenen Bedingungen berührt und diese Berührung in performativen Vollzügen artikulieren kann.

8.4 Sprache als Medium, nicht als Grenze

Die Auseinandersetzung mit dem Tractatus führt zu einer grundlegenden Neubestimmung des Verhältnisses von Sprache und ontologischer Grenzstruktur. Die Position, die sich aus der performativen Apophatik ergibt, lässt sich in einer einfachen Formel zusammenfassen: Sprache ist Medium, nicht Grenze.

Das Isomorphie-Modell der Sprache, das Wittgenstein im Tractatus vertritt, behandelt die Sprache als Abbild der Wirklichkeit. Die Grenzen des Sagbaren sind für ihn die Grenzen des Darstellbaren – und damit letztlich die Grenzen der Welt selbst. Diese Position ist die Konsequenz einer bestimmten metaphysischen Entscheidung: der Entscheidung, dass die Struktur der Wirklichkeit der Struktur der Sprache entspricht. Die performative Apophatik bestreitet diese Entscheidung. Sie versteht die Sprache nicht als Abbild, sondern als Medium. Ein Medium ist nicht transparent; es hat eigene Strukturen, die das, was durch es erscheint, formen. Aber es ist auch nicht die Grenze dessen, was erscheinen kann. Es ist der Ort, an dem die ontologische Grenzstruktur sichtbar wird – nicht als Gegenstand, sondern als das, was sich im Vollzug der Sprache zeigt.

Sprache als Medium zu verstehen hat zwei Konsequenzen. Die erste ist, dass die Grenzen der Sprache nicht die Grenzen des Denkens sind. Die Sprache kann an ihre Grenze geführt werden, und in dieser Grenzführung kann das sichtbar werden, was sich nicht assertorisch sagen lässt. Die zweite Konsequenz ist, dass die Sprache nicht das ist, was die Grenzstruktur erzeugt. Die Grenzstruktur ist primär ontologisch; sie ist eine Eigenschaft des Seienden selbst. Die Sprache ist das Medium, in dem diese Struktur zur Erscheinung kommt – aber sie konstituiert sie nicht.

Die performative Apophatik ist die Praxis einer Sprache, die sich als Medium versteht. Sie beansprucht nicht, die Grenzstruktur zu beschreiben; sie beansprucht, sie im Vollzug zu zeigen. Und dieses Zeigen ist keine zweitbeste Lösung, die der Unfähigkeit zu assertorischer Beschreibung entspringt. Es ist die einzig angemessene Form des Sprechens über eine Struktur, die sich der assertorischen Fixierung entzieht. Die Sprache ist nicht die Grenze, an der die Philosophie endet; sie ist das Medium, in dem die Philosophie ihre Arbeit verrichtet: die Arbeit an der Grenze des Denkens, die im Vollzug der Sprache sichtbar wird.

Kapitel 9: Die transzendente Deduktion der Invarianzthese

9.1 Rekapitulation des Begründungsproblems

Die Invarianzthese besagt: Apophatische und prozessuale Figuren sind strukturell notwendige Reaktionen auf eine Grenzstruktur, die dem ontologischen Denken selbst immanent ist, wenn dieses Denken vollständig betrieben wird. Diese These ist weder empirisch noch universalistisch zu begründen. Sie ist nicht empirisch, weil die bloße Beobachtung faktischer Konvergenzen keine Notwendigkeit begründen kann. Selbst wenn in hundert unabhängigen Traditionen apophatische und prozessuale Figuren nachgewiesen würden, bliebe die Möglichkeit des nächsten, widerstreitenden Falles bestehen. Sie ist nicht universalistisch, weil die Berufung auf universale Vernunftstrukturen das voraussetzt, was sie beweisen soll, und zudem die Gefahr birgt, kulturelle Partikularität zu verabsolutieren.

Was bleibt, ist die transzendente Begründung: die Reflexion auf die Bedingungen der Möglichkeit des ontologischen Unternehmens selbst. Das transzendente Argument, das in diesem Kapitel entwickelt wird, hat drei Schritte. Der erste Schritt zeigt, dass jede Ontologie, die ihren Anspruch ernst nimmt, notwendig auf die Frage nach dem Grund der Bestimmbarkeit stoßen muss – die reflexive Wendung ist unvermeidlich. Der zweite Schritt zeigt, dass dieser Grund nicht vollständig positiv bestimmbar ist – hier entspringt die

apophatische Figur. Der dritte Schritt zeigt, dass unter dieser Bedingung Identität nur prozessual verstanden werden kann – hier entspringt die prozessuale Figur.

Die transzendente Notwendigkeit, die diese drei Schritte etablieren, ist eine bedingte Notwendigkeit. Sie gilt unter der Bedingung, dass das ontologische Unternehmen vollständig betrieben wird – das heißt, dass die reflexive Wendung vollzogen und die Bedingungen der eigenen Bestimmungsleistung thematisiert werden. Diese Bedingung ist nicht trivial; viele Philosophien erfüllen sie nicht. Aber für diejenigen, die sie erfüllen, ist die Notwendigkeit strikt. Die transzendente Deduktion zeigt, dass die apophatische und prozessuale Reaktionsform nicht eine optionale philosophische Haltung unter anderen ist, sondern die einzig angemessene Antwort auf Fragen, die das ontologische Denken aus sich selbst erzeugt, wenn es konsequent zu Ende gedacht wird.

9.2 Erster Schritt: Jede Ontologie muss auf den Grund der Bestimmbarkeit stoßen

Ontologie als Theorie des Bestimmten. Der Ausgangspunkt der transzendentalen Deduktion ist der Begriff der Ontologie, wie er in dieser Untersuchung von Anfang an verwendet wurde. Ontologie ist das Unternehmen, das Seiende in seinen allgemeinsten Bestimmungen zu erfassen. Sie fragt: Was ist das Seiende als Seiendes? Welche Kategorien, Strukturen und Prinzipien gelten für alles, was ist? Diese Fragestellung ist in verschiedenen philosophischen Traditionen in verschiedenen Formen realisiert worden – als aristotelische Kategorienlehre, als neuplatonische Hierarchie des Seins, als Hegelsche Logik, als Whiteheads Prozessphilosophie, als buddhistische Dharma-Analyse, als daoistische Reflexion auf das Dao.

Der entscheidende Punkt ist: Diese Fragestellung operiert mit dem Begriff der Bestimmtheit. Sie setzt voraus, dass das Seiende bestimmbar ist – dass es Eigenschaften hat, die zugeschrieben werden können, dass es von anderem unterschieden werden kann, dass es in Kategorien eingeordnet werden kann. Ohne diese Voraussetzung wäre die Ontologie gegenstandslos. Aber diese Voraussetzung ist nicht selbstverständlich. Sie ist die Bedingung der Möglichkeit des gesamten Unternehmens, und sie verdient daher eine eigene Reflexion.

Die innere Spannung der Ontologie besteht darin, dass sie einerseits die Bestimmtheit des Seienden voraussetzt, andererseits aber nach den allgemeinsten Bestimmungen des Seienden fragt – und dabei auf die Frage stößt, was diese Bestimmtheit selbst ermöglicht. Diese Frage ist eine Frage höherer Ordnung: Sie fragt nicht nach bestimmten Bestimmungen des Seienden, sondern nach der Bedingung der Möglichkeit von Bestimmtheit überhaupt. Sie ist die reflexive Wendung der Ontologie, von der die gesamte Untersuchung ausgeht.

Die Unvermeidlichkeit der reflexiven Wendung. Um zu zeigen, dass die reflexive Wendung unvermeidlich ist, muss ein stärkeres Argument geführt werden als der bloße Hinweis auf den Anspruch der Ontologie. Dieses Argument muss zeigen, dass jeder Versuch, die reflexive Wendung zu vermeiden, in eine Aporie führt – in eine der drei Figuren des Scheiterns positiver Selbstfundierung, die in Kapitel 3 analysiert wurden: den infiniten Regress, den Zirkel oder die unthematisierte Setzung eines Überschusses.

Angenommen, eine Ontologie versucht, die Frage nach dem Grund der Bestimmbarkeit zu vermeiden, indem sie einfach bestimmte Bestimmungen als die allgemeinsten postuliert – etwa Substanzen, Kategorien, Dharmas, das Dao. Dann stellt sich sofort die Frage: Was ist der Grund dafür, dass gerade diese Bestimmungen die allgemeinsten sind? Die Antwort kann nicht lauten: „Weil sie die allgemeinsten sind“ – das wäre ein Zirkel. Sie kann auch nicht lauten: „Das ist einfach so“ – das wäre ein Abbruch der Reflexion, der den Anspruch der Ontologie, die allgemeinsten Bestimmungen zu erfassen, nicht erfüllt. Der Versuch, die reflexive Wendung zu vermeiden, führt entweder in einen infiniten Regress (man könnte immer weiter fragen, warum diese Bestimmungen die allgemeinsten sind) oder in einen Zirkel (man beruft sich auf die Bestimmungen selbst, um sie zu begründen) oder in eine unbegründete Setzung (man postuliert einfach, dass diese Bestimmungen die allgemeinsten sind, ohne dafür einen Grund anzugeben).

Die einzige Möglichkeit, dieser Aporie zu entgehen, ist die reflexive Wendung selbst: die Frage nach dem Grund der Bestimmbarkeit nicht zu vermeiden, sondern zu stellen. Diese Frage ist nicht die Frage nach einem weiteren Bestimmten, das zu den anderen hinzutritt; sie ist die Frage nach der Bedingung, unter der Bestimmtheit überhaupt möglich ist. Sie ist eine Frage höherer Ordnung, und ihre Beantwortung kann nicht in der Form einer weiteren Bestimmung erfolgen – das wäre der Fehler der naiven positiven Ontologie. Sie erfordert eine Reflexion auf die Struktur der Bestimmtheit selbst.

Unvollständige Ontologien. Ein wichtiger Punkt muss an dieser Stelle geklärt werden, um Missverständnisse zu vermeiden. Die These, dass jede Ontologie auf den Grund der Bestimmbarkeit stoßen muss, gilt unter der Bedingung, dass die Ontologie vollständig betrieben wird. Es gibt viele philosophische Positionen, die Ontologie in einem eingeschränkten Sinne betreiben – die das Seiende in seinen Bestimmungen beschreiben, ohne die Bedingungen dieser Bestimmungen zu thematisieren. Diese Positionen sind nicht inkonsistent; sie sind nur unvollständig im Sinne der hier entwickelten transzendentalen Reflexion.

Die Unterscheidung zwischen vollständigen und unvollständigen Ontologien ist keine Wertung; sie ist eine systematische Unterscheidung. Eine unvollständige Ontologie kann durchaus philosophische Verdienste haben; sie kann bestimmte Aspekte des Seienden präzise beschreiben, und sie kann für bestimmte Zwecke völlig ausreichend sein. Die Invarianzthese behauptet nicht, dass solche unvollständigen Ontologien unmöglich sind; sie behauptet nur, dass sie hinter dem zurückbleiben, was der Anspruch der Ontologie – die allgemeinsten Bestimmungen des Seienden zu erfassen – eigentlich verlangt.

Die Existenz unvollständiger Ontologien ist daher kein Einwand gegen die transzendente Deduktion. Im Gegenteil: Sie bestätigt die Bedingtheit der transzendentalen Notwendigkeit. Die Notwendigkeit gilt unter der Bedingung, dass die Ontologie vollständig betrieben wird. Wer diese Bedingung nicht erfüllt, für den gilt die Notwendigkeit nicht – aber dann betreibt er auch nicht das Unternehmen, von dem die Invarianzthese handelt. Die Grenze zwischen vollständigen und unvollständigen Ontologien ist fließend. Es gibt Positionen, die die reflexive Wendung teilweise vollziehen, aber nicht bis zu ihren letzten Konsequenzen. Die transzendente Deduktion beansprucht, dass die volle Konsequenz – die apophatische und prozessuale Reaktionsform – nur dann eintritt, wenn die reflexive Wendung vollständig vollzogen wird. Die Fallstudien dieser Untersuchung haben gezeigt, dass es solche

vollständigen Vollzüge in verschiedenen Traditionen gibt; die transzendente Deduktion erklärt, warum sie notwendig auf die beschriebenen Figuren stoßen.

9.3 Zweiter Schritt: Der Grund ist nicht vollständig bestimmbar

Asymmetrie zwischen Bedingung und Bedingtem. Der erste Schritt der transzendentalen Deduktion hat gezeigt, dass jede vollständige Ontologie notwendig auf die Frage nach dem Grund der Bestimmbarkeit stoßen muss. Der zweite Schritt vollzieht den entscheidenden Übergang: Er zeigt, dass dieser Grund sich jeder vollständigen positiven Bestimmung entziehen muss. Der Nachweis folgt aus der strukturellen Asymmetrie zwischen dem Grund der Bestimmbarkeit und dem, was durch ihn bestimmt wird.

Der Grund der Bestimmbarkeit ist die Bedingung, unter der Seiendes überhaupt bestimmt werden kann. Er ist nicht selbst ein Element der Ordnung des Bestimmten; er liegt dieser Ordnung zugrunde. Diese "Grundlegung" ist nicht räumlich oder zeitlich zu verstehen – der Grund ist nicht "vor" den Bestimmungen im Sinne einer zeitlichen Priorität. Sie ist eine transzendente Priorität: Der Grund ist die Bedingung der Möglichkeit der Bestimmungen, nicht ein weiteres Bestimmtes, das zu ihnen hinzutritt.

Die Asymmetrie zeigt sich in der unterschiedlichen logischen Stellung von Grund und Begründetem. Die Bestimmungen sind Elemente einer geordneten Menge von Unterscheidungen, Eigenschaften, Relationen. Sie können gegeneinander abgegrenzt, klassifiziert und in Hierarchien geordnet werden. Der Grund der Bestimmbarkeit ist dagegen nicht in dieser Weise klassifizierbar. Er ist nicht eine Bestimmung unter anderen, weil er die Bedingung ist, unter der Bestimmungen überhaupt unterschieden werden können. Jeder Versuch, ihn zu klassifizieren, würde ihn bereits in die Ordnung des Bestimmten einordnen – und damit seine Funktion als Bedingung dieser Ordnung untergraben.

Der performative Selbstwiderspruch. Angenommen, eine Ontologie versucht dennoch, den Grund der Bestimmbarkeit vollständig positiv zu bestimmen. Sie sagt etwa: "Der Grund der Bestimmbarkeit ist X", wobei X für eine bestimmte Eigenschaft oder ein bestimmtes Seiendes steht. Was wäre die Konsequenz einer solchen Bestimmung? Die Konsequenz ist ein performativer Selbstwiderspruch. Die Behauptung "Der Grund der Bestimmbarkeit ist X" ist eine positive Bestimmung. Sie ordnet den Grund in die Ordnung des Bestimmten ein: Sie schreibt ihm eine Eigenschaft zu und unterscheidet ihn damit von anderem, das nicht X ist. Aber genau dies ist die Operation der Bestimmung, die der Grund erst ermöglichen soll. Indem die Ontologie den Grund positiv bestimmt, wendet sie das Instrument der Bestimmung auf das an, was die Bedingung der Möglichkeit dieses Instruments ist. Sie setzt voraus, was sie begründen will.

Man kann diesen Selbstwiderspruch auch als eine Form der Kategorieverfehlung beschreiben. Die Kategorien, mit denen wir Seiendes bestimmen – Eigenschaften, Relationen, Substanzen, Prozesse –, sind Kategorien innerhalb der Ordnung des Bestimmten. Sie auf den Grund der Bestimmbarkeit anzuwenden, heißt, ihn als ein Element dieser Ordnung zu behandeln – als ob er selbst ein bestimmtes Seiendes unter anderen wäre. Das ist eine Verkennung seiner transzendentalen Stellung.

Der performative Selbstwiderspruch ist kein logischer Widerspruch im engeren Sinne. Die Aussage "Der Grund der Bestimmbarkeit ist X" ist nicht formal widersprüchlich; sie verstößt gegen kein Gesetz der formalen Logik. Der Widerspruch ist ein transzendentaler: Er betrifft die Funktion der Aussage im Verhältnis zu dem, was sie aussagt. Die Aussage setzt die Gültigkeit der Bestimmungsoption voraus, während sie diese Operation auf das anwendet, was ihre Bedingung ist. Dies ist eine Form der Selbstuntergrabung, die nicht durch formallogische Mittel auflösbar ist.

Die apophatische Figur als angemessene Reaktion. Aus der Einsicht in die Unmöglichkeit einer vollständigen positiven Bestimmung des Grundes folgt die Notwendigkeit einer anderen Form des Umgangs mit ihm. Diese andere Form ist die apophatische Figur: die systematische Zurückweisung positiver Bestimmungen des Grundes, die die Differenz zwischen Grund und Begründetem schützt.

Die apophatische Figur ist keine Verlegenheitslösung, die man wählt, weil die positive Bestimmung nicht gelingt. Sie ist die einzig angemessene Reaktion auf die strukturelle Asymmetrie zwischen Grund und Begründetem. Sie sagt nicht: "Der Grund der Bestimmbarkeit ist X". Sie sagt auch nicht: "Der Grund der Bestimmbarkeit ist nicht X". Sie vollzieht eine reflexive Operation: Sie zeigt, dass jede positive Bestimmung des Grundes scheitern muss, und sie schützt diese Einsicht, indem sie positive Bestimmungen zurückweist.

Die apophatische Figur hat drei charakteristische Merkmale. Das erste ist ihre Reflexivität: Die apophatische Operation richtet sich nicht nur auf den Grund der Bestimmbarkeit, sondern auch auf sich selbst. Das zweite ist ihre Performativität: Sie ist keine assertorische Beschreibung des Grundes, sondern ein sprachlicher Vollzug, der die Grenze des Sagbaren markiert. Das dritte ist ihre produktive Funktion: Die Zurückweisung positiver Bestimmungen öffnet den Raum für ein adäquateres Verständnis des Grundes als Ermöglichungsbedingung.

9.4 Dritter Schritt: Identität unter Bedingungen von Relationalität und Veränderung

Identität als Resultat von Relationen. Der dritte Schritt der transzendentalen Deduktion zeigt, dass unter der Bedingung eines nicht vollständig bestimmbaren Grundes die Identität des Seienden nur prozessual verstanden werden kann. Die prozessuale Figur ist keine optionale Ergänzung zur apophatischen; sie ist deren notwendiges Komplement.

Die erste positive Bestimmung der prozessualen Figur betrifft das Verhältnis von Identität und Relation. In der klassischen Substanzontologie ist die Identität einer Entität unabhängig von ihren Relationen zu anderen Entitäten; die Relationen kommen nachträglich hinzu. In der prozessualen Figur ist dieses Verhältnis umgekehrt: Die Identität einer Entität wird durch ihre Relationen zu anderen Entitäten konstituiert. Die Entität ist nicht zuerst da und tritt dann in Relationen; sie ist das, was sie ist, durch ihre Position in einem Netz von Relationen.

Wenn es kein statisches Fundament gibt, auf das die Identität zurückgeführt werden könnte, dann muss die Identität aus dem Relationsgefüge selbst hervorgehen. Die Relationen sind nicht sekundär; sie sind primär. Die Identität ist das temporäre Resultat eines Prozesses der Relationierung – ein Knotenpunkt in einem Netz, der sich durch die Dynamik des Netzes

verändert, ohne jemals vollständig aufzuhören, ein Knotenpunkt zu sein. Was diese verschiedenen Realisierungen verbindet, ist die gemeinsame Einsicht, dass Identität nicht primär, sondern derivativ ist. Sie ist nicht der Ausgangspunkt der ontologischen Analyse, sondern ihr Resultat.

Identität als temporäre Stabilisierung. Die zweite positive Bestimmung der prozessualen Figur betrifft die Zeitlichkeit der Identität. Wenn Identität durch Relationen konstituiert wird, und wenn diese Relationen sich in der Zeit verändern, dann ist auch die Identität selbst zeitlich. Sie ist nicht ein für alle Mal festgelegt; sie ist eine temporäre Stabilisierung in einem dynamischen Prozess.

Die prozessuale Figur versteht Stabilität daher nicht als das Gegenteil von Veränderung, sondern als eine Form der Veränderung. Eine stabile Entität ist eine Entität, deren Veränderungen ein bestimmtes Muster folgen – ein Muster, das es erlaubt, sie über die Zeit hinweg als dieselbe zu identifizieren, auch wenn sich ihre Eigenschaften ändern. Diese Stabilität ist immer relativ; sie ist nie absolut. Es gibt keine unveränderliche Substanz, die allen Veränderungen zugrunde liegt; es gibt nur Prozesse, deren Muster mehr oder weniger stabil sind.

Bei Whitehead sind actual occasions momenthafte Ereignisse, die entstehen und vergehen; was als stabiles Objekt erscheint, ist eine Abfolge von actual occasions in hinreichend enger struktureller Beziehung. Stabilität ist hier die relative Ähnlichkeit aufeinanderfolgender Ereignisse, nicht die Identität eines Trägers. Bei Nāgārjuna besagt die Lehre von der Vergänglichkeit, dass alle zusammengesetzten Phänomene ständig im Fluss sind. Die buddhistische Momenthaftigkeitslehre radikalisiert diese Einsicht: Jeder Moment ist ein neuer Dharma, der im nächsten Moment bereits vergeht.

Offene Prozessualität ohne Telos. Die dritte positive Bestimmung der prozessualen Figur betrifft die Offenheit des Prozesses. Die prozessuale Figur, die aus der transzendentalen Deduktion folgt, ist keine teleologisch geschlossene Prozessualität. Sie hat kein Telos, auf das sie notwendig zuläuft; sie ist offen in dem Sinne, dass ihre zukünftigen Entwicklungen nicht durch eine vorgegebene Bestimmung festgelegt sind.

Diese Offenheit ist die positive Kehrseite der apophatischen Einsicht. Weil der Grund der Bestimmbarkeit sich jeder vollständigen positiven Bestimmung entzieht, kann er nicht als vorgegebenes Ziel oder Ende des Prozesses fungieren. Der Prozess hat kein Ende, an dem er zur Ruhe kommt; er ist prinzipiell unabschließbar. Jeder Zustand des Prozesses ist offen für weitere Differenzierungen, weitere Transformationen, weitere Entwicklungen.

Die Offenheit des Prozesses ist nicht defizitär; sie ist die Bedingung der Möglichkeit von Novität – von genuin Neuem, das nicht aus dem Vorherigen deduziert werden kann. Whiteheads Begriff der creativity ist die philosophisch elaborierteste Form dieser Einsicht: Die Kreativität ist das ultimative Prinzip, das nicht auf eine bestimmte Form der Produktivität festgelegt ist und daher immer Neues ermöglicht. Die Offenheit des Prozesses hat eine wichtige Konsequenz für das Verständnis von Identität und Stabilität. Wenn der Prozess kein Telos hat, dann gibt es keinen endgültigen Zustand, in dem die Identität einer Entität ein für alle Mal festgelegt wäre. Identität ist immer provisorisch; sie ist das Resultat einer vorläufigen Stabilisierung, die jederzeit wieder aufgelöst werden kann. Aber diese

Vorläufigkeit ist kein Defizit; sie ist die Bedingung dafür, dass Entitäten sich an neue Umgebungen anpassen, neue Eigenschaften entwickeln, neue Formen annehmen können.

Kapitel 10: Die Grenzen der Substanzontologie – eine zeitgenössische Konfrontation

Der gemeinsame blinde Fleck der Substanzontologie

Die transzendente Deduktion der Invarianzthese hat gezeigt, dass die Grenzstruktur des ontologischen Denkens unvermeidlich ist und dass die apophatische und prozessuale Reaktionsform die angemessenen Antworten auf diese Struktur sind. Wenn diese Deduktion korrekt ist, dann müssen alle Versuche, das ontologische Unternehmen ohne diese Reaktionsformen zu betreiben, an einer strukturellen Grenze scheitern. Die zeitgenössische analytische Metaphysik bietet eine Vielzahl solcher Versuche, und ihre Analyse ist der Prüfstein für die Invarianzthese.

Die vier Positionen, die in diesem Kapitel analysiert werden – Lowes Neo-Aristotelismus, die Tropentheorie, Fines Essentialismus und der Vier-Dimensionalismus – repräsentieren die philosophisch elaboriertesten Varianten substanzontologischen Denkens in der Gegenwart. Sie unterscheiden sich erheblich in ihren Grundarchitekturen, ihren begrifflichen Instrumenten und ihren Antworten auf klassische metaphysische Probleme. Lowe hält an der klassischen Substanz als ontologisch primärer Einheit fest, ersetzt aber das Substrat durch eine Vier-Kategorien-Ontologie. Die Tropentheorie eliminiert die Substanz zugunsten atomarer Einzeleigenschaften. Fine radikalisiert die Frage nach ontologischer Abhängigkeit und entwickelt mit dem grounding ein Instrument, das über die traditionelle Substanz-Akzidenz-Ontologie hinausgeht. Der Vier-Dimensionalismus schließlich prozessualisiert die Substanz, indem er sie als Raum-Zeit-Wurm mit zeitlichen Teilen versteht.

Trotz dieser erheblichen Unterschiede teilen alle vier Positionen einen gemeinsamen blinden Fleck: Sie setzen die Bestimmbarkeit ihrer Grundkategorien voraus, ohne die Bedingung dieser Bestimmbarkeit zu thematisieren. Lowes Substanzen sind bestimmbar durch ihre substantial kinds; die Tropen sind bestimmbar durch ihre intrinsische Natur; Fines Tatsachen sind bestimmbar durch ihr grounding; die vierdimensionalen Objekte sind bestimmbar durch ihre Lage in der Raum-Zeit. Aber was ermöglicht es, dass etwas überhaupt bestimmbar ist? Diese Frage wird in keiner der vier Positionen gestellt. Sie ist der blinde Fleck, den alle vier teilen, und er ist kein zufälliges Versäumnis, sondern ein strukturelles Merkmal jeder substanzontologischen Architektur.

Lowes Neo-Aristotelismus: Auslagerung der Grenzstruktur

E. J. Lowe hat in den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens eine elaborierte und systematische Verteidigung einer substanzontologischen Grundarchitektur vorgelegt, die die Schwächen des klassischen Substrat-Modells kennt und auf sie reagiert. Sein System ist nicht eine Rückkehr zu Aristoteles, sondern eine Neuformulierung aristotelischer Grundintuitionen in den begrifflichen Mitteln der zeitgenössischen analytischen Metaphysik. Lowe entwickelt eine Vier-Kategorien-Ontologie: Substanzen, Eigenschaften (Universalien), Arten und Modi (konkrete Eigenschaftsinstanzen). Substanzen sind ontologisch primär: Sie

können existieren, ohne zu anderen Kategorien in Beziehung zu treten; Eigenschaften, Arten und Modi können nicht unabhängig von Substanzen existieren.

Das philosophische Kernstück von Lowes System für die Zwecke dieser Untersuchung ist seine Theorie der ontologischen Abhängigkeit. Lowe unterscheidet verschiedene Typen ontologischer Abhängigkeit: generische vs. individuelle Abhängigkeit, rigide vs. nicht-rigide Abhängigkeit, einseitige vs. wechselseitige Abhängigkeit. Die für die Vier-Kategorien-Ontologie grundlegende Abhängigkeitsrelation ist die asymmetrische einseitige Abhängigkeit der Eigenschaften und Arten von den Substanzen, die sie charakterisieren. Eine Substanz ist eine Entität, die in ihrem Sein nicht auf eine andere Entität angewiesen ist. Diese Theorie ist Lowes Antwort auf das Problem des Regresses: Die Kette der Abhängigkeiten muss irgendwo enden; der Ort, an dem sie endet, ist die Substanz als das ontologisch Unabhängige.

Hier setzt die immanente Kritik an. Was ist die ontologische Natur dieser Unabhängigkeit? Lowe charakterisiert sie negativ: Die Substanz ist nicht abhängig von anderen Entitäten. Aber diese negative Charakterisierung ist keine positive Bestimmung; sie sagt, was die Substanz nicht ist, nicht, was sie ist. Die Substanz ist das ontologisch Unabhängige – aber wie ist diese Unabhängigkeit positiv zu denken? Lowe gibt auf diese Frage keine vollständige Antwort. Die Unabhängigkeit wird postuliert, nicht begründet. Und dieses Postulat ist genau die Leerstelle, an der die Grenzstruktur in Lowes System eingebaut ist – als ein blindes Postulat, das die Frage nach dem Grund der Bestimmbarkeit stillstellt, anstatt sie zu beantworten. Die substantial kind, die der Substanz ihre Natur gibt, ist nicht unabhängig, sondern gehört zu einer eigenen ontologischen Kategorie; die Unabhängigkeit der Substanz wird durch die substantial kind nicht begründet, sondern durch die bloße Definition der Substanz als unabhängig. Lowe lagert die Grenzstruktur aus, anstatt sie zu thematisieren.

10.3 Kit Fines Essentialismus: das primordiale grounding

Kit Fine ist derjenige zeitgenössische Metaphysiker, der der reflexiven Wendung dieser Untersuchung strukturell am nächsten steht. Seine Arbeiten zur ontologischen Abhängigkeit, zum Wesen und zur Fundierungsrelation (grounding) haben die analytische Metaphysik der letzten zwei Jahrzehnte in einer Weise geprägt, die für die Invarianzthese besonders relevant ist. Fine fragt nicht nur, welche Entitäten es gibt; er fragt nach den Beziehungen, die Entitäten in ihrem Sein konstituieren – nach dem, was es für eine Entität heißt, in ihrem Sein von einer anderen Entität abzuhängen.

Fines Essentialismus unterscheidet sich fundamental von den Essentialismen, die in der analytischen Metaphysik vorherrschen. Die Standardkonzeption des Wesens versteht es als die Menge der notwendigen Eigenschaften einer Entität. Fine hat in seinem einflussreichen Aufsatz *Essence and Modality* gezeigt, dass diese modale Konzeption grundlegend verfehlt ist. Das Wesen ist metaphysisch fundamentaler als die Modalität: Eine Entität hat notwendige Eigenschaften, weil sie ein bestimmtes Wesen hat, nicht umgekehrt. Fine entwickelt eine positive Theorie des Wesens, die ohne Rückgriff auf mögliche Welten auskommt.

Das zweite zentrale Instrument in Fines Metaphysik ist das grounding – die Fundierungsrelation. Grounding ist eine nicht-kausale, erklärende Relation zwischen Tatsachen: Eine Tatsache besteht in einer anderen Tatsache, wenn die letztere die ontologische Grundlage für die erstere liefert. Grounding ist transitiv, asymmetrisch und irreflexiv; es strukturiert die Wirklichkeit in eine Hierarchie von Ebenen, deren fundamentale Ebene die Tatsachen sind, die nicht weiter fundiert sind – die ungrounded facts.

Für die Invarianzthese ist grounding aus einem spezifischen Grund interessant: Es scheint die reflexive Wendung aufzunehmen. Die Frage nach dem Grund der Bestimmtheit ist bei Fine die Frage nach dem, worin eine Tatsache fundiert ist. Aber gerade hier zeigt sich die Grenze. Fine fragt nach dem Grund der Bestimmtheit von Tatsachen. Er fragt nicht nach dem Grund der Möglichkeit von Bestimmtheit überhaupt. Die grounding-Relation operiert innerhalb der Ordnung des Bestimmten; sie setzt voraus, dass die Tatsachen, die sie verbindet, bereits bestimmt sind. Die Frage, was diese Bestimmtheit ermöglicht, wird auch bei Fine nicht gestellt. Das grounding ist das Instrument der Erklärung; das, was Erklärung überhaupt möglich macht, bleibt unthematisiert. Die Primitivität des grounding ist der Ort, an dem die Grenzstruktur in Fines System erscheint – als stummer Abbruch der Erklärung, nicht als positiv beschreibbare Struktur.

10.4 Vier-Dimensionalismus: Prozessualisierung ohne Apophatik

Der Vier-Dimensionalismus ist diejenige Position in der zeitgenössischen analytischen Metaphysik, die der prozessualen Reaktionsform dieser Reihe strukturell am nächsten kommt. Er versteht Entitäten nicht als dreidimensionale Substrate, die in der Zeit persistieren, sondern als vierdimensionale Raum-Zeit-Würmer, deren zeitliche Teile in einer Kontinuitätsrelation zueinander stehen. Der alltägliche Mensch ist kein dreidimensionales Ding, das zu verschiedenen Zeitpunkten verschiedene Eigenschaften hat; er ist ein vierdimensionales Objekt, das sich über die Zeit erstreckt. Seine zeitlichen Teile sind Teile dieses vierdimensionalen Objekts, so wie räumliche Teile Teile eines dreidimensionalen Objekts sind.

Diese Konzeption hat mehrere philosophische Vorzüge. Sie eliminiert das Problem der Identität über Zeit: Die Frage ist nicht, ob zwei dreidimensionale Objekte identisch sind, sondern ob die zeitlichen Teile zu demselben vierdimensionalen Objekt gehören. Sie vereinfacht die Analyse zeitlicher Prädikationen: Ein Satz wie "Der Apfel ist rot" wird analysiert als Aussage über den zeitlichen Teil des Apfels zu einem bestimmten Zeitpunkt. Sie ist ontologisch sparsam: Sie benötigt keine zusätzlichen Kategorien für zeitliche Modi oder temporale Eigenschaften.

Aber der Vier-Dimensionalismus hat ein Kernproblem, das für die Invarianzthese entscheidend ist: die Erklärung der Kontinuität, die die zeitlichen Teile zu einem vierdimensionalen Objekt verbindet. Was macht die zeitlichen Teile zu Teilen desselben vierdimensionalen Objekts? Die Antwort des Vier-Dimensionalismus lautet: die kausale und räumlich-zeitliche Kontinuität der Teile. Aber diese Antwort verschiebt das Problem nur. Was ist Kontinuität? Die übliche Erklärung in der analytischen Metaphysik setzt die Struktur des Kontinuums voraus – die mathematische Struktur der reellen Zahlen. Aber diese mathematische Struktur ist selbst nicht ontologisch primär; sie ist eine Abstraktion, die ihrerseits der Begründung bedarf. Der Vier-Dimensionalismus setzt die Raum-Zeit als

gegebenen Rahmen voraus, ohne zu fragen, was diese Struktur ermöglicht. Die Raum-Zeit ist der ausgelagerte Ermöglichungsgrund, der in seinem System keine Stelle hat, weil er als bloßer Rahmen behandelt wird. Die prozessuale Dimension wird hier realisiert, aber ohne die apopathische Konsequenz, die aus der vollständigen Prozessualität folgt.

10.5 Konsequenz: Substanz als Grenzverfehlung

Die Auseinandersetzung mit den vier zeitgenössischen Varianten substanzontologischen Denkens führt zu einem systematischen Ergebnis, das über die Kritik einzelner Positionen hinausgeht. Dieses Ergebnis ist nicht die Feststellung, dass Lowe, die Tropentheorie, Fine oder der Vier-Dimensionalismus im Einzelnen scheitern – sie scheitern nicht in dem Sinne, dass sie inkonsistent wären oder keine erklärende Kraft besäßen. Das Ergebnis ist vielmehr: Jede dieser Positionen stößt an dieselbe Grenze, und diese Grenze ist keine kontingente, durch bessere Begriffsmittel überwindbare Schwäche, sondern ein strukturelles Merkmal des substanzontologischen Denkens als solchen.

Diese Einsicht hat eine Konsequenz, die für die weitere Arbeit fundamental ist: Substanz ist nicht ein Modell unter anderen, das man durch ein besseres ersetzen könnte. Substanz ist eine Grenzverfehlung – der Versuch, die Bedingung der Bestimmbarkeit in der Form eines positiv bestimmbar Seienden zu fassen, und das Scheitern dieses Versuchs an der strukturellen Asymmetrie zwischen Bestimmung und ihrer Bedingung. Die Substanzontologie ist nicht deshalb problematisch, weil sie eine bestimmte historische Form hat, die durch den Fortschritt der Philosophie überholt wäre. Sie ist problematisch, weil sie die reflexive Wendung nicht vollzieht und daher die Grenzstruktur, die jeder Bestimmtheit zugrunde liegt, verfehlen muss.

Was bedeutet Grenzverfehlung? Sie ist kein formal-logischer Fehler – die analysierten Positionen sind in sich konsistent. Sie ist keine empirische Unvollständigkeit, die durch zusätzliche Daten geschlossen werden könnte. Grenzverfehlung bezeichnet die Situation, in der eine philosophische Position die Frage, die sie beantworten müsste, um ihren eigenen Anspruch einzulösen, nicht stellt – und aus prinzipiellen Gründen nicht stellen kann, weil sie über die begrifflichen Mittel zur Formulierung dieser Frage nicht verfügt. Die Substanzontologie kann die Frage nach der Bedingung der Möglichkeit von Bestimmtheit nicht stellen, weil sie Bestimmtheit immer schon als Eigenschaft bereits bestimmter Entitäten voraussetzt. Diese Voraussetzung ist konstitutiv für das substanzontologische Denken; ohne sie wäre es ein anderes Unternehmen. Die vier analysierten Positionen sind daher nicht deswegen kritisiert worden, weil sie ihre eigenen Ansprüche nicht erfüllten – sie erfüllen sie, soweit dies innerhalb ihres Rahmens möglich ist. Sie sind kritisiert worden, weil ihr Rahmen selbst die entscheidende Frage ausschließt. Die Grenzverfehlung ist keine interne Inkonsistenz, sondern eine Grenze des Horizonts. Und diese Grenze ist nicht durch eine Verbesserung des Rahmens zu überwinden; sie ist durch den Rahmen selbst gesetzt.

Teil IV: Die nicht-substantielle Ontologie

Kapitel 11: Fünf Strukturmomente einer Ontologie der Grenze

11.1 Relationalität – Knotenpunkte statt Substanzen

Das erste Strukturmoment der nicht-substantiellen Ontologie ist die Relationalität. Es bildet das Fundament, auf dem die vier weiteren Momente – Prozessualität, Negativität, Gradualität, Offenheit – aufbauen. Die Grundthese lautet: Das Seiende ist nicht aus Substanzen aufgebaut, die primär sind und dann in Relationen treten; es ist ein Netz von Relationen, in dem Knotenpunkte (die als "Entitäten" oder "Dinge" erscheinen) durch die Relationen konstituiert werden, nicht vor ihnen. Relationalität ist der Grundbegriff, der die Substanz ersetzt.

Diese These ist nicht neu; sie findet sich in verschiedenen Spielarten in der Philosophiegeschichte. Aber die nicht-substantielle Ontologie dieser Untersuchung nimmt die relationale These in ihrer reinsten Form auf: Es gibt nichts, was nicht relational wäre; die scheinbar nicht-relationalen Eigenschaften einer Entität – ihre "intrinsische" Natur – sind selbst das Ergebnis von Relationen zu anderen Entitäten und zu sich selbst.

Die klassische Substanzontologie geht von einer Grundunterscheidung aus: Es gibt Substanzen, die in sich selbst bestehen und Träger von Eigenschaften sind, und es gibt Eigenschaften und Relationen, die den Substanzen zukommen. Die relationale Ontologie kehrt diese Asymmetrie um. Sie geht nicht von Substanzen aus, die dann in Relationen treten; sie geht von Relationen aus, deren Knotenpunkte durch die Relationen allererst konstituiert werden. Der Begriff der "Entität" ist kein primitiver Grundbegriff; er ist ein Resultatbegriff: Eine Entität ist das, was als relativ stabiles Muster in einem relationalen Netz erscheint. Was wir als "Ding" bezeichnen – einen Stein, einen Baum, einen Menschen – ist die temporäre, mehr oder weniger stabile Verdichtung eines Bündels von Relationen.

Diese Umkehrung hat weitreichende Konsequenzen für das Verständnis von Identität, Individualität und Veränderung. Eine Entität ist nicht deshalb dieselbe über die Zeit, weil sie ein identisches Substrat hätte; sie ist dieselbe, weil die Relationen, die sie konstituieren, ein ausreichend stabiles Muster bilden – ein Muster, das sich selbst reproduziert, während es sich zugleich verändert. Die Identität ist keine Voraussetzung, sondern ein Resultat; sie ist die Leistung eines Prozesses, nicht dessen Ausgangspunkt. Die relationale Ontologie ist kein Eliminativismus. Sie bestreitet nicht, dass es Entitäten gibt; sie bestreitet nur eine bestimmte Auffassung davon, was eine Entität ist. Eine Entität ist kein Substrat, das unabhängig von allen Relationen existiert; sie ist ein relationaler Knotenpunkt – ein Punkt in einem Netzwerk von Relationen, der durch seine Position in diesem Netzwerk definiert ist.

11.2 Prozessualität – Stabilisierung als Leistung

Das zweite Strukturmoment der nicht-substantiellen Ontologie ist die Prozessualität. Es baut auf der Relationalität auf und entwickelt deren zeitliche Dimension. Während die Relationalität die strukturelle Verfasstheit des Seienden beschreibt – das Netz von Relationen, in dem Knotenpunkte durch ihre Position definiert sind –, beschreibt die Prozessualität seine dynamische Verfasstheit: die permanente Veränderung des relationalen Netzes, das Entstehen und Vergehen von Knotenpunkten, die Verschiebung von Relationen. Die Grundthese lautet: Das Seiende ist nicht ein statischer Bestand, der gelegentlich Veränderungen erleidet; es ist Prozess. Stabilität ist nicht der Ausgangspunkt der ontologischen Analyse, sondern das temporäre Ergebnis von Prozessen der Selbstreproduktion, Selbstorganisation und Selbsterhaltung.

Die prozessuale Ontologie kehrt das Verhältnis von Substanz und Veränderung um. In der klassischen Substanzontologie ist eine Substanz ein Träger von Eigenschaften, der über die Zeit hinweg identisch bleibt. Die Zeit ist ein äußerer Rahmen; die Veränderung ist ein Akzidens. Die prozessuale Ontologie versteht das Seiende als Prozess; die scheinbare Stabilität von Substanzen ist das temporäre Ergebnis von Prozessen, nicht deren Voraussetzung. Ein Stein ist nicht deshalb stabil, weil er eine Substanz ist, die zufällig nicht zerfällt; er ist stabil, weil die Prozesse, die ihn konstituieren – die molekularen Bindungen, die thermodynamischen Gleichgewichte – über längere Zeit hinweg ein sich selbst reproduzierendes Muster bilden.

Die prozessuale Ontologie steht vor einer Erklärungsaufgabe, die die substanzontologische Tradition nicht hat: Sie muss erklären, wie Stabilität möglich ist. Die Antwort lautet: Stabilisierung ist eine Leistung von Prozessen, keine Voraussetzung. Prozesse können Muster der Selbstreproduktion ausbilden. Ein Muster ist ein Prozess, der so strukturiert ist, dass er seine eigene Struktur über die Zeit hinweg erhält – oder sich zumindest innerhalb bestimmter Grenzen selbst stabilisiert. Die Beispiele aus der Physik, Chemie und Biologie sind zahlreich: Ein Wirbel in einer Flüssigkeit ist ein sich selbst reproduzierendes Muster; eine chemische autokatalytische Reaktion ist ein sich selbst reproduzierendes Muster; ein lebender Organismus ist ein hochkomplexes System sich selbst reproduzierender Muster.

Die Stabilisierung durch Selbstreproduktion hat zwei wichtige Eigenschaften. Erstens ist sie gradiert. Ein Prozessmuster kann mehr oder weniger stabil sein. Zweitens ist Stabilisierung kontextabhängig. Ein Prozessmuster kann unter bestimmten Bedingungen stabil sein, unter anderen instabil. Die prozessuale Ontologie kann diese Kontextabhängigkeit erklären, weil sie Stabilität nicht als Eigenschaft eines Substrats, sondern als Relation zwischen einem Prozessmuster und seiner Umgebung versteht.

11.3 Negativität – Überschuss als konstitutives Merkmal

Das dritte Strukturmoment der nicht-substantiellen Ontologie ist die Negativität. Es baut auf den ersten beiden Strukturmomenten – Relationalität und Prozessualität – auf und entwickelt eine Dimension, die in der substanzontologischen Tradition entweder ignoriert oder als Defizit missverstanden wird. Die Grundthese lautet: Negativität – der Ausschluss, die Differenz, die Grenze – ist kein defizitäres Merkmal des Seienden, das behoben oder überwunden werden müsste; sie ist konstitutiv für Bestimmtheit überhaupt. Ohne Negativität gäbe es keine Bestimmungen, keine Identitäten, keine Unterscheidungen – nur eine undifferenzierte Indifferenz, die dem Nichts gleichkäme.

Die klassische Substanzontologie versteht Negativität primär als Mangel oder Abwesenheit. Eine Substanz ist positiv bestimmt; was sie nicht ist, ist für ihre Identität akzidentell. In der Hegelschen Dialektik wird die Negativität zwar als konstitutiv verstanden, aber sie wird in der teleologischen Aufhebung letztlich eingeholt: Die Negativität ist ein Moment, das in der vollendeten Einheit des absoluten Wissens verschwindet. Die nicht-substantielle Ontologie geht über Hegel hinaus. Sie versteht Negativität nicht als Moment, das aufgehoben wird, sondern als permanente Struktur.

Die ontologische Nicht-Identität – die irreduzible innere Differenz, die jeder Identität immanent ist – hat zwei Aspekte. Der erste Aspekt ist die konstitutive Funktion der

Negativität. Die Negativität ist nicht das, was die Bestimmtheit verhindert; sie ist das, was sie ermöglicht. Ohne die Differenz zwischen einer Entität und ihrem Anderen gäbe es keine Entität; ohne die Grenze, die jedes Etwas von anderem trennt, gäbe es kein Etwas. Der zweite Aspekt ist die Irreduzibilität der Negativität. Die Negativität kann nicht aufgehoben werden; sie bleibt als permanente Struktur erhalten, auch wenn die Bestimmtheit voll ausgebildet ist. Hegels absolutes Wissen, das beansprucht, alle Negativität eingeholt zu haben, ist eine Illusion, da die Struktur der Negativität jede vollständige Einholung ausschließt.

Die Irreduzibilität der Negativität ist die positive Konsequenz der apophatischen Einsicht. Die Apophatik sagt, dass der Grund der Bestimmbarkeit nicht vollständig positiv bestimmt werden kann; die ontologische Nicht-Identität sagt, dass diese Nicht-Bestimmbarkeit nicht defizitär, sondern konstitutiv ist. Die Negativität ist kein Mangel, der behoben werden müsste; sie ist die Struktur, die das Seiende als bestimmbares überhaupt ermöglicht.

11.4 Gradualität – Identität und Stabilität als Grade

Das vierte Strukturmoment der nicht-substantiellen Ontologie ist die Gradualität. Es baut auf den ersten drei Strukturmomenten auf und entwickelt eine Dimension, die in der substanzontologischen Tradition systematisch unterbestimmt bleibt. Die Grundthese lautet: Identität und Stabilität sind keine binären Eigenschaften (entweder vorhanden oder nicht vorhanden), sondern Grade. Eine Entität kann mehr oder weniger stabil sein, mehr oder weniger gut von ihrer Umgebung abgegrenzt, mehr oder weniger identisch über die Zeit. Die Grenzen zwischen Entitäten sind fließend; die Unterscheidung zwischen "derselben" und "einer anderen" Entität ist keine scharfe Alternative, sondern eine Frage des Grades.

Die substanzontologische Tradition ist durch binäre Unterscheidungen geprägt: Substanz versus Akzidens, identisch versus verschieden, stabil versus veränderlich. Diese binären Unterscheidungen setzen eine Welt diskreter, scharf voneinander abgegrenzter Entitäten voraus. Die nicht-substantielle Ontologie bestreitet diese Voraussetzung. Sie zeigt, dass die vermeintlich scharfen Grenzen in der Praxis fließend sind – und dass dies nicht auf mangelnde Erkenntnis zurückgeht, sondern eine ontologische Eigenschaft der Sache selbst ist.

Die Gradualität der Identität hat zwei Aspekte. Der synchrone Aspekt betrifft die Identität einer Entität mit sich selbst zu einem gegebenen Zeitpunkt. Auch diese scheinbar triviale Identität ist graduell. Eine Entität ist nie vollständig mit sich selbst identisch, weil sie von einer irreduziblen inneren Differenz durchzogen ist (ontologische Nicht-Identität). Jedes Ding hat vage Grenzen. Der diachrone Aspekt betrifft die Identität einer Entität über die Zeit. Diese Identität ist ebenfalls graduell. Ein Mensch ist nicht vollständig derselbe wie vor zehn Jahren, aber auch nicht völlig verschieden. Die Frage "Ist er dieselbe Person?" ist keine Ja/Nein-Frage, sondern eine Frage des Grades.

Die Gradualität der Stabilität folgt aus der prozessualen Konzeption von Entitäten als sich selbst reproduzierenden Mustern. Ein Muster kann mehr oder weniger gut darin sein, sich selbst zu reproduzieren. Ein Stein ist unter normalen Bedingungen sehr stabil – sein Prozess verläuft über Millionen von Jahren. Eine Seifenblase ist sehr instabil. Zwischen diesen Extremen gibt es unendlich viele Grade der Stabilität. Die Gradualität ist das

begriffliche Instrument, mit dem die nicht-substantielle Ontologie die ontologische Unbestimmtheit handhabt: Statt scharfer Grenzen operiert sie mit Graden der Zugehörigkeit, Graden der Ähnlichkeit, Graden der Identität.

11.5 Offenheit – ontologische Produktivität und genuine Neuheit

Das fünfte und letzte Strukturmoment der nicht-substantiellen Ontologie ist die Offenheit. Es baut auf den ersten vier Strukturmomenten auf und entwickelt die Konsequenzen, die sich aus ihrem Zusammenspiel für das Verständnis von Zeit, Möglichkeit und Novität ergeben. Die Grundthese lautet: Der Prozess des Seienden ist prinzipiell unabschließbar; er hat kein Telos, an dem er zur Ruhe käme. Diese Offenheit ist kein Defizit, sondern die Bedingung der Möglichkeit von genuiner Neuheit – von etwas, das nicht aus dem Vorherigen deduziert werden kann, sondern wirklich neu in die Welt tritt.

Die Unabschließbarkeit des Prozesses folgt aus der Negativität und der Gradualität. Die Negativität besagt, dass jede Identität von einer irreduziblen inneren Differenz durchzogen ist. Diese Differenz ist ein Überschuss, der über die aktuelle Bestimmtheit hinausweist. Auch wenn ein Prozess faktisch aufhört, bleibt dieser Überschuss bestehen: Es gibt immer neue Möglichkeiten, die aus dem, was war, hervorgehen könnten. Die Gradualität besagt, dass Identität und Stabilität Grade sind. Es gibt keinen absoluten Nullpunkt der Identität, an dem jede Kontinuität abbricht; es gibt immer Übergänge, immer Möglichkeiten der Fortsetzung.

Die Möglichkeit genuiner Neuheit unterscheidet die prozessuale Ontologie von allen Formen des Determinismus. In der substanzontologischen Tradition ist der Determinismus die natürliche Begleiterscheinung der Annahme eines vollständig bestimmbar Grundes. Die nicht-substantielle Ontologie bestreitet diese Voraussetzung: Weil der Grund der Bestimmbarkeit sich jeder vollständigen positiven Bestimmung entzieht, gibt es keine vollständige Bestimmung des gegenwärtigen Zustands, aus der der zukünftige deduziert werden könnte. Genuine Neuheit ist nicht dasselbe wie bloße Unvorhersagbarkeit. Unvorhersagbarkeit ist ein epistemischer Begriff: Ein Ereignis ist unvorhersagbar, wenn wir nicht genug wissen, um es vorherzusagen. Genuine Neuheit ist ein ontologischer Begriff: Ein Ereignis ist genuin neu, wenn es nicht durch den vorherigen Zustand determiniert ist.

Die Offenheit ist die positive Dimension des Entzugs. Der Entzug – die Tatsache, dass der Grund sich der Bestimmung entzieht – ist nicht nur eine Grenze; er ist auch eine Ermöglichung. Gerade weil der Grund sich entzieht, kann der Prozess offen sein für genuine Neuheit. Wäre der Grund vollständig bestimmbar, wäre der Prozess determiniert; es gäbe keine Überraschungen, keine Kreativität, keine Freiheit. Der Entzug ist die Bedingung der Möglichkeit von Novität. Diese Offenheit ist die positive Kehrseite der apophatischen Einsicht. Die apophatische Figur schützt die Differenz zwischen Grund und Begründetem; die prozessuale Figur beschreibt die positive Dynamik, in der diese Differenz als offene, produktive Kraft wirksam ist.

Kapitel 12: Drei Anwendungen

12.1 Das Universalienproblem – partielle Isomorphie relationaler Positionen

Das Universalienproblem – die Frage, wie verschiedene Einzeldinge dieselbe Eigenschaft teilen können – erhält in der nicht-substantiellen Ontologie eine neue Lösung. Die klassischen Antworten – Realismus (Universalien als eigenständige Entitäten), Nominalismus (Universalien als bloße Namen) und Konzeptualismus (Universalien als Begriffe) – haben alle ihre spezifischen Schwächen. Die nicht-substantielle Ontologie bietet eine Alternative: Sie löst das Problem, indem sie es umformuliert. Die Frage nach der Teilhabe an Universalien wird ersetzt durch die Frage nach der partiellen Isomorphie relationaler Positionen.

Zwei Knotenpunkte im relationalen Netz sind sich ähnlich, wenn ihre relationalen Positionen partiell isomorph sind. Partielle Isomorphie bedeutet: Es gibt eine strukturerhaltende Abbildung zwischen einem Teil der Relationen des einen Knotenpunkts und einem Teil der Relationen des anderen Knotenpunkts. Die Ähnlichkeit ist umso größer, je größer der isomorphe Teil ist und je zentraler die beteiligten Relationen für die Identität der Knotenpunkte sind. Diese Konzeption setzt keine Universalien voraus. Sie operiert ausschließlich mit Relationen und Knotenpunkten. Die Ähnlichkeit zwischen zwei Knotenpunkten ist keine primitive, nicht weiter analysierbare Relation; sie ist eine strukturelle Relation, die durch die partielle Isomorphie ihrer Positionen erklärt wird.

Ein entscheidender Vorteil dieser Lösung ist ihre Fähigkeit, die Gradualität der Ähnlichkeit zu erfassen. Zwei Äpfel können sehr ähnlich sein (fast isomorphe relationale Positionen), oder sie können wenig ähnlich sein (weniger isomorphe Positionen). Zwischen diesen Extremen gibt es unendlich viele Zwischenstufen. Die Ähnlichkeit ist ein kontinuierliches Spektrum, keine binäre Alternative. Diese Gradualität entspricht der tatsächlichen Praxis der Klassifikation in den Wissenschaften. Die nicht-substantielle Ontologie kann sogar einen Begriff von "Universalien" bewahren – aber nicht als eigenständige Entitäten, sondern als offene Muster im relationalen Netz. Ein Muster ist eine Klasse von Knotenpunkten, deren relationale Positionen in relevanten Aspekten isomorph sind. Diese Muster sind offen für neue Instanzen, und sie können sich im Laufe der Zeit verändern.

12.2 Kausalität – prozessuale Kontinuität statt Substanzenkausalität

Das Problem der Kausalität erhält in der nicht-substantiellen Ontologie eine grundlegend neue Fassung. Die klassischen Kausalitätstheorien setzen substanzielle Träger voraus – Entitäten, die als Ursachen und Wirkungen fungieren können, unabhängig von den kausalen Relationen, in denen sie stehen. Die nicht-substantielle Ontologie versteht Kausalität nicht als Relation zwischen unabhängigen Substanzen, sondern als Relation zwischen Phasen eines Prozesses. Ursache und Wirkung sind keine zwei getrennten Substanzen, die durch ein Kausalband verbunden werden; sie sind Phasen eines kontinuierlichen Prozesses, dessen Einheit durch kausale Kontinuität gestiftet wird.

Diese Konzeption vermeidet die klassischen Probleme der Kausalitätstheorie. Das Problem der Kausalrelation als mysteriösem Band entfällt: Die Kausalrelation ist nichts anderes als die Kontinuität des Prozesses selbst. Das Problem der Veränderung entfällt: Veränderung ist nicht der Wechsel von Eigenschaften bei gleichbleibender Substanz, sondern die Transformation des Prozesses selbst. Das Problem der Wechselwirkung entfällt: Da Ursache und Wirkung Phasen desselben Prozesses sind, ist die Frage, wie die Ursache auf die Wirkung einwirken kann, gegenstandslos.

Die fünf Strukturmomente der nicht-substantiellen Ontologie erlauben eine differenzierte Theorie der Kausalität. Die Relationalität besagt: Kausalität ist eine Relation zwischen Knotenpunkten, die diese Knotenpunkte mitkonstituiert. Die Prozessualität besagt: Kausalität ist die Dynamik des Prozesses selbst, nicht eine externe Verbindung zwischen statischen Zuständen. Die Negativität zeigt sich in der Kausalität als Ausschluss: Eine Ursache schließt bestimmte Wirkungen aus; sie determiniert die Wirkung nicht positiv, sondern negativ. Die Gradualität zeigt sich in der Kausalität als gradierte Stärke: Eine Ursache ist nicht entweder Ursache oder nicht; sie ist mehr oder weniger starke Ursache. Die Offenheit schließlich bedeutet, dass Kausalität nicht Determination ist, sondern Beeinflussung: Die Vergangenheit beeinflusst die Zukunft, ohne sie zu determinieren.

12.3 Personale Identität – prozessualer Knotenpunkt ohne Seelensubstanz

Das Problem der personalen Identität – die Frage, was eine Person über die Zeit hinweg als dieselbe konstituiert – erhält in der nicht-substantiellen Ontologie eine Alternative jenseits von Seelensubstanz und Bündeltheorie. Die nicht-substantielle Ontologie versteht die Person als prozessualen Knotenpunkt – als ein relativ stabiles Muster im relationalen Netz, dessen Identität durch die Kontinuität von Erinnerungen, Dispositionen, körperlichen und sozialen Relationen konstituiert wird.

Diese Konzeption hat mehrere Vorzüge. Sie vermeidet die Substanzannahme: Die Person ist kein Substrat, das unabhängig von ihren Relationen existiert; sie ist durch ihre Relationen konstituiert. Sie löst das Problem des Bündelzusammenhalts: Die Person wird nicht durch eine zusätzliche Relation zusammengehalten; sie ist die Konvergenz der Relationen selbst. Sie erlaubt eine gradierte Konzeption personaler Identität: Eine Person ist nicht entweder dieselbe oder eine andere; sie ist mehr oder weniger dieselbe, je nach dem Grad der Kontinuität ihrer konstituierenden Relationen.

Die nicht-substantielle Konzeption personaler Identität integriert die Einsichten des psychologischen Kriteriums (Locke) und des biologischen Kriteriums (Olson), ohne sich auf eines von ihnen zu beschränken. Die Erinnerungskontinuität ist ein Faktor – aber weder notwendig noch hinreichend. Die Dispositionskontinuität ist ein weiterer Faktor. Die körperliche Kontinuität ist ein dritter Faktor. Die nicht-substantielle Ontologie integriert diese drei Faktoren zu einer Gesamtbilanz. Die personale Identität über die Zeit ist das Ergebnis einer Gewichtung verschiedener Kontinuitätsgrade – eine Gewichtung, die keine absolute Antwort liefert, aber eine plausible Antwort, die mit den tatsächlichen Praktiken der Identitätszuschreibung übereinstimmt. Freiheit wird dabei nicht als Eigenschaft einer Substanz, sondern als Fähigkeit eines prozessualen Knotenpunkts verstanden, seine eigene Entwicklung zu beeinflussen – eine Konzeption, die weder in die Aporien des Libertarismus noch in die des Kompatibilismus verfällt.

Schluss: Globale Philosophie und offene Fragen

Kapitel 13: Was die Traditionen einander geben können

13.1 Die westliche Tradition: transzendente Reflexion und Negativitätstypologie

Die westliche philosophische Tradition hat einen spezifischen Beitrag zum Programm einer strengen globalen Philosophie geleistet, der in dieser Ausprägung in keiner anderen Tradition zu finden ist: die transzendente Reflexion und die Negativitätstypologie. Transzendente Reflexion ist die Fähigkeit, nicht nur nach den allgemeinsten Bestimmungen des Seienden zu fragen, sondern nach den Bedingungen der Möglichkeit dieser Bestimmungen. Sie fragt nicht nur: "Was ist das Seiende?" Sie fragt: "Was muss der Fall sein, damit Seiendes überhaupt bestimmt werden kann?" Diese reflexive Wendung ist die methodische Grundlage für die transzendente Deduktion der Invarianzthese.

Die westliche Tradition hat darüber hinaus eine Typologie der Negativität entwickelt – insbesondere in der hegelschen Logik (bestimmende Negation) und in der existentialistischen Tradition –, die es erlaubt, verschiedene Formen des Negativen zu unterscheiden und ihr systematisches Verhältnis zueinander zu bestimmen. Die Unterscheidung zwischen logischer Negation, bestimmender Negation und ontologischer Nicht-Identität ist ein Erbe der westlichen Tradition, das für das Verständnis der Grenzstruktur unverzichtbar ist.

Diese Beiträge sind nicht ohne Grenzen. Die westliche Tradition neigt zur Subjektzentrierung (die transzendente Reflexion wird oft an ein erkennendes Subjekt gebunden), zur Totalisierung (der Anspruch auf ein abgeschlossenes System) und zur Vernachlässigung der prozessualen Immanenz. Diese Grenzen werden durch die Beiträge der anderen Traditionen korrigiert. Die westliche Tradition trägt das methodische Fundament zum Programm einer strengen globalen Philosophie bei; die inhaltlichen Einsichten stammen aus den anderen Traditionen.

13.2 Die indische Tradition: Präzision der apophatischen Dimension

Die indische philosophische Tradition hat einen spezifischen Beitrag geleistet, der in dieser Präzision in keiner anderen Tradition zu finden ist: die Genauigkeit der apophatischen Dimension. Nāgārjunas prasaṅga-Argumentation ist eine performative Apophatik, die die svabhāva-Annahme von innen her zum Zusammenbruch bringt, ohne eine eigene positive These aufzustellen. Die śūnyatā ist keine positive Eigenschaft; sie ist das, was im Zusammenbruch der svabhāva-Annahme sichtbar wird. Śāṅkaras neti neti-Formel ("nicht dies, nicht das") ist eine apophatische Operation ähnlicher Struktur: Die iterierte Negation verweist durch ihren performativen Vollzug auf Brahman als das nirguṇa (Eigenschaftslose).

Was diese Positionen auszeichnet, ist nicht nur die apophatische Operation als solche, sondern die Präzision, mit der diese Operation durchgeführt und reflektiert wird. Die immanente Struktur der prasaṅga-Argumentation, ihre Universalität und ihre performative Selbstreflexivität sind Merkmale, die die indische Apophatik vor anderen Formen der Negation auszeichnen. Die indische Tradition hat Grenzen: die Tendenz zur anderen Weltlichkeit, die Vernachlässigung der prozessualen Dimension und die Abhängigkeit von soteriologischen Kontexten. Sie trägt das exemplarische Modell der performativen Apophatik bei – sie zeigt, wie eine apophatische Operation aussehen kann, die weder assertorisch noch skeptisch noch mystisch ist, sondern performativ.

13.3 Die chinesische Tradition: prozessuale Immanenz des Grundes

Die chinesische philosophische Tradition hat ebenfalls einen spezifischen Beitrag geleistet, der in dieser Präzision in keiner anderen Tradition zu finden ist: die prozessuale Immanenz des Grundes. Das Daodejing beschreibt das Dao als das, was sich jeder positiven Bestimmung entzieht und zugleich als wu wei, als die prozessuale Dynamik, die in der Leere wirkt. Das Dao ist kein transzendentes Prinzip jenseits der Welt; es ist die immanente Ordnung der Welt selbst. Fazangs Huayan-Buddhismus radikalisiert diese Einsicht in einer Ontologie der Totalinterpenetration: Alle Phänomene durchdringen einander wechselseitig, ohne auf ein transzendentes Fundament angewiesen zu sein.

Die chinesische Tradition zeigt, wie eine Ontologie aussehen kann, die ohne transzendente Grundlegung auskommt – eine Ontologie, in der die Einheit der Wirklichkeit durch die wechselseitige Durchdringung aller Phänomene gestiftet wird. Das Dao ist kein Telos; die shishi wuai ist kein abgeschlossenes System. Diese Offenheit ist das genaue Gegenteil der teleologischen Schließung, die Hegels absolutes Wissen charakterisiert. Die chinesische Tradition hat Grenzen: die geringe Ausprägung der transzendentalen Reflexion und der apophatischen Präzision, die pragmatische und ästhetische Rahmung. Sie trägt das positive ontologische Modell bei: die fünf Strukturmomente der nicht-substantiellen Ontologie sind eine systematische Explikation der Einsichten, die in der chinesischen Tradition in anderer Gestalt vorhanden sind.

Kapitel 14: Drei offene Fragen

14.1 Nicht-substantielle Ontologie und Philosophie der Wissenschaften

Die erste offene Frage betrifft das Verhältnis der nicht-substantiellen Ontologie zu den Wissenschaften. Ist sie mit ihnen kompatibel? Kann sie zu ihrer Klärung beitragen? Die nicht-substantielle Ontologie ist mit den Grundtendenzen der modernen Physik (Relativitätstheorie, Quantenmechanik) kompatibel – ja, sie kann als philosophische Explikation ihrer ontologischen Implikationen verstanden werden. Die Relationalität entspricht der relationalen Raum-Zeit-Konzeption der Relativitätstheorie. Die Prozessualität entspricht der dynamischen Natur der Quantenfelder. Die Offenheit entspricht der indeterministischen Struktur der Quantenmechanik.

Aber die Kompatibilität ist nicht vollständig. Die moderne Physik operiert immer noch mit mathematischen Strukturen, die substanzontologische Züge tragen. Die Frage ist, ob ein vollständig relationaler und prozessualer Rahmen tatsächlich formulierbar ist, der die empirischen Erfolge der modernen Physik reproduziert. Die Biologie (Evolutionstheorie, Systembiologie) bietet reiche empirische Evidenz für die relationale, prozessuale und graduelle Struktur des Seienden. Aber die teleologische Sprache der Biologie stellt eine Herausforderung dar. Die Kognitionswissenschaft (Embodied Cognition, Enaktivismus) ist mit der nicht-substantiellen Ontologie kompatibel, aber der Status des Bewusstseins und die Einheit des Subjekts sind offene Fragen. Die nicht-substantielle Ontologie eröffnet ein Forschungsprogramm für die Philosophie der Wissenschaften, das in den kommenden Jahren weiterverfolgt werden kann.

14.2 Grenzontologie und normative Theorie

Die zweite offene Frage betrifft das Verhältnis der Grenzontologie zur normativen Theorie – zur Ethik, zur Rechtsphilosophie, zur politischen Philosophie. Was folgt aus der Grenzontologie für die normative Theorie? Die Grenzontologie impliziert eine Bescheidenheit gegenüber normativen Letztbegründungen. Der Grund der Normativität entzieht sich jeder vollständigen positiven Bestimmung; normative Theorien müssen mit einem irreduziblen Rest von Kontingenz leben. Die Grenzontologie bietet eine alternative Konzeption der Freiheit als Selbstorganisation eines prozessualen Knotenpunkts. Diese Konzeption vermeidet die Aporien des Libertarismus und des Kompatibilismus und ist mit einer gradierbaren Verantwortungstheorie verbunden.

Die Grenzontologie bietet eine alternative Konzeption des Status von Normen als stabiler Muster in sozialen Praktiken. Diese Konzeption vermeidet die Fallstricke des platonischen Realismus, des Subjektivismus und des Konventionalismus. Normen sind keine platonischen Ideen, aber auch nicht bloß subjektiv oder konventionell. Sie sind objektiv in dem Sinne, dass sie als Muster in der sozialen Wirklichkeit identifizierbar sind; sie sind nicht beliebig, weil sie durch die Struktur dieser Praxis bedingt sind. Aber sie sind nicht absolut; sie verändern sich im Laufe der Zeit, und sie sind offen für Kritik und Revision.

Die Grenzontologie eröffnet ein Forschungsprogramm für eine offene Theorie der Gerechtigkeit, die die Kontingenz und Wandelbarkeit sozialer Verhältnisse anerkennt, ohne in Beliebigkeit zu verfallen. Sie ist keine normative Theorie, aber sie kann als Grundlage für normative Theorien dienen. Sie liefert keine fertigen Antworten auf normative Fragen, aber sie gibt den Rahmen vor, innerhalb dessen solche Antworten gesucht werden können.

14.3 Grenzen der Invarianzthese als Forschungsprogramm

Die dritte offene Frage betrifft die Grenzen der Invarianzthese selbst – nicht im Sinne ihrer Widerlegung, sondern im Sinne der Reichweite ihres Geltungsanspruchs und der methodischen Grenzen ihrer Begründung. Die empirische Reichweite der Invarianzthese ist nicht abschließend geklärt. Die Reihe hat mehrere Traditionsräume untersucht; weitere Traditionen (islamische, japanische, afrikanische Philosophie) müssen noch untersucht werden. Die Suche nach Gegenbeispielen ist eine Aufgabe des Forschungsprogramms, nicht ein Einwand gegen es.

Die systematische Reichweite der Invarianzthese ist nicht abschließend geklärt. Die Untersuchung hat die These auf die Ontologie bezogen; ob sie auch in der Ethik, der Ästhetik und der politischen Philosophie gilt, ist eine offene Frage. Die methodischen Grenzen der Invarianzthese sind die Fallibilität, die Nicht-Formalisierbarkeit und die Selbstreflexivität. Diese Grenzen sind keine Schwächen, sondern Merkmale einer philosophischen Theorie, die die Grenzstruktur ernst nimmt.

Die Invarianzthese ist ein Forschungsprogramm im Sinne von Imre Lakatos. Sie hat einen harten Kern: die Behauptung, dass die Grenzstruktur in jeder vollständigen Ontologie notwendig auftritt und dass die apophatische und prozessuale Figur die angemessenen Antworten auf diese Struktur sind. Sie hat einen Schutzgürtel von Hilfhypothesen: die Bestimmung dessen, was eine "vollständige Ontologie" ist, die Differenzierung zwischen offener und geschlossener Prozessualität, die Unterscheidung zwischen zentrierten und dezentrierten Ermöglichungsgründen, die Typenlehre der apophatischen Operation, die fünf

Strukturmomente der nicht-substantiellen Ontologie. Das Programm ist progressiv, wenn es neue Phänomene erklärt und wenn es zu neuen Entdeckungen führt. Die Untersuchung hat gezeigt, dass das Programm progressiv sein kann. Ob es progressiv bleibt, hängt von der weiteren Forschung ab.

Kapitel 15: Abschluss – Ontologie als Grenzreflexion

Die Konsequenz der gesamten Untersuchung für das Selbstverständnis der Ontologie als philosophischer Disziplin lautet: Ontologie ist kein abgeschlossenes System. Sie ist keine Theorie, die ein für allemal die vollständige Struktur des Seienden erfassen könnte. Sie ist eine offene, prozessuale, grenzreflexive Disziplin, die ihre eigene Grenze nicht ignoriert, sondern in ihre Grundbegriffe integriert.

Diese Konsequenz ist nicht nur methodisch, sondern auch inhaltlich. Sie wendet sich gegen eine bestimmte Tradition des abendländischen Denkens – die Tradition des Systemdenkens –, die in Platon, Aristoteles, im neuzeitlichen Rationalismus, im deutschen Idealismus und in der zeitgenössischen analytischen Metaphysik ihre Ausprägungen gefunden hat. Diese Tradition übersieht die Grenzstruktur, die jeder Bestimmtheit immanent ist, und hypostasiert das System zu einem Ideal, das in der ontologischen Wirklichkeit keine Entsprechung hat.

Die Alternative ist die Ontologie als Grenzreflexion. Sie macht die Grenze zu ihrem zentralen Thema; sie ist offen, selbstreflexiv, performativ und prozessual. Ihre fünf Strukturmomente – Relationalität, Prozessualität, Negativität, Gradualität, Offenheit – sind keine Systemkategorien im traditionellen Sinne; sie sind Werkzeuge der Grenzreflexion, heuristische Leitbegriffe, die die Arbeit an der Grenzstruktur orientieren.

Die Ontologie als Grenzreflexion bewegt sich jenseits der Alternative von Absolutismus und Relativismus. Sie beansprucht transzendente Wahrheit unter expliziten Bedingungen – weder absolute Gewissheit noch beliebige Perspektivität. Sie ist ein Forschungsprogramm, kein abgeschlossenes System. Die Arbeit an der Grenzstruktur ist nie abgeschlossen; sie ist eine permanente Aufgabe des philosophischen Denkens. Die zwölf Vorlesungen haben ein Fundament gelegt – für eine Ontologie, die die Grenzstruktur ernst nimmt, für eine globale Philosophie, die die Einsichten verschiedener Traditionen integriert, für ein Forschungsprogramm, das offen ist für neue Entdeckungen und neue Fragen. Die Arbeit an der Grenzstruktur geht weiter.

Anhang

Drei ergänzende Testfälle

A. Karen Barad – Agentieller Realismus als unerwarteter Zeuge

Karen Barads agentieller Realismus, entwickelt aus der philosophischen Reflexion auf die Quantenmechanik, ist ein unerwarteter Zeuge für die Invarianzthese. Weder als Ontologie im klassischen Sinn konzipiert noch aus der apophatischen oder prozessualen Tradition schöpfend, entwickelt Barads Denken strukturelle Figuren, die der Grenzstruktur dieser Untersuchung in bemerkenswerter Weise homolog sind.

Die Problemkonstellation ist die Quantenmechanik und ihre Konsequenzen für das klassische Substanzdenken. Die klassische Physik operierte mit einem ontologischen Bild, das mit der Substanzontologie kompatibel ist: diskrete, raumzeitlich lokalisierbare Objekte mit wohldefinierten Eigenschaften, die den Relationen, in denen sie stehen, ontologisch vorausgehen. Die Quantenmechanik untergräbt dieses Bild. Ob ein Elektron als Teilchen oder als Welle erscheint, hängt nicht von einer vorgegebenen Eigenschaft des Elektrons ab, sondern von der experimentellen Anordnung. Die Frage, was das Elektron ist, lässt sich nicht beantworten, ohne die Frage zu beantworten, wie es gemessen wird.

Barads zentraler Begriff ist die Intra-Aktion, in expliziter Abgrenzung zur Interaktion. Interaktion setzt voraus, dass zwei oder mehr Entitäten, die unabhängig voneinander konstituiert sind, in Beziehung treten. Intra-Aktion bezeichnet die Situation, in der die Relata nicht vor der Relation existieren, sondern durch sie konstituiert werden. Der agentielle Schnitt konstituiert die Unterscheidung zwischen Objekt und Messapparatur. Er ist der Ermöglichungsgrund von Bestimmtheit, aber er ist selbst kein bestimmtes Seiendes. Als Ermöglichungsgrund der Bestimmtheit lässt er sich nicht ohne weiteres positiv bestimmen.

Die apophatische Dimension zeigt sich an drei Stellen. Erstens entzieht sich der agentielle Schnitt der Position des externen Beobachters. Zweitens hat die Materie selbst eine apophatische Struktur: Sie ist nicht ein Ding, sondern ein Tun – matter is a doing. Drittens bringt der agentielle Schnitt constitutive exclusion mit sich: Was durch einen Schnitt als distinkt gesetzt wird, ist es nur auf der Grundlage eines Ausschlusses, der nicht vollständig in den Inhalten aufgeht, die er konstituiert. Diese Figur ist strukturell homolog zur ontologischen Nicht-Identität. Barad zeigt, dass die strukturelle Minimalform auch dort auftritt, wo sie aus rein wissenschaftsphilosophischer Nötigung erzwungen wird – ohne jeden Rückgriff auf apophatische oder prozessphilosophische Traditionen.

B. Ibn Rushd – Vollkommenheitslogik als widerständiger Fall

Ibn Rushd (Averroes) ist der instruktivste widerständige Fall für die Invarianzthese. Er ist kein apophatischer Denker, kein Prozessdenker, und er begegnet der Frage nach dem ersten Prinzip mit einer Strategie, die sich von allen analysierten Positionen fundamental unterscheidet. Die Problemkonstellation ist die Vermittlung zwischen aristotelischer Philosophie und islamischer Offenbarung. Aber für die strukturelle Analyse ist ein anderer Aspekt entscheidend: Ibn Rushd operiert mit einer anderen Ontologie der Vollkommenheit.

Das erste Prinzip ist für Ibn Rushd nicht der Ermöglichungsgrund der gesamten Ordnung des Seienden, sondern das vollkommenste Seiende innerhalb dieser Ordnung. Der unbewegliche Beweger ist reiner Akt ohne Potentialität, Intellekt, der sich selbst denkt. Er ist positiv bestimmbar: Er ist Intellekt, er denkt, er ist vollkommen. Die apophatische Operation, die bei Plotin aus der Spannung zwischen der Notwendigkeit, das Prinzip zu denken, und der Unmöglichkeit, es positiv zu bestimmen, hervorgeht, ist für Ibn Rushd kein notwendiger Schritt.

Diese Vollkommenheitslogik ist eine genuine philosophische Alternative zur Ermöglichungslogik. Sie vermeidet die strukturelle Spannung, die die Ermöglichungslogik erzeugt, weil sie das erste Prinzip nicht als Bedingung der Bestimmbarkeit überhaupt,

sondern als die höchste Form der Bestimmtheit versteht. Die Frage, warum es diese Ordnung gibt, warum Aktualität vollkommener ist als Potentialität – diese Fragen werden nicht gestellt. Die Vollkommenheitslogik setzt eine Ordnung voraus, die sie nicht begründen kann. Sie ist kein Gegenbeispiel zur Invarianzthese, sondern ein Prüfstein: Sie zeigt, dass die reflexive Wendung eine philosophische Entscheidung ist, keine logische Notwendigkeit, und dass diese Entscheidung ihren Preis hat. Die Vollkommenheitslogik hat eine eigene Kohärenz; aber sie beantwortet die Frage nach dem Grund der Bestimmbarkeit nicht – sie stellt sie nicht.

C. Nyāya-Vaiśeṣika – Negativer Testfall positiver Ontologie

Die Nyāya-Vaiśeṣika-Tradition ist der negative Testfall für die Invarianzthese. Sie entwickelt eine der elaboriertesten positiven Ontologien der Philosophiegeschichte überhaupt. Das Vaiśeṣika-System gliedert das Seiende in sieben grundlegende Kategorien. Die neun Grundsubstanzen – Erde, Wasser, Feuer, Luft, Äther, Zeit, Raum, Geist und Seele – sind die ontologischen Grundeinheiten. Vier von ihnen bestehen aus Atomen: kleinsten, unteilbaren, intrinsisch bestimmten Einheiten, deren Natur vollständig durch ihre spezifischen Qualitäten gegeben ist. Die Nyāya-Tradition entwickelt die erkenntnistheoretische Komplementärseite: die vier gültigen Erkenntnisquellen, durch die die ontologische Wirklichkeit vollständig kognitiv zugänglich ist.

Die Tradition verteidigt den svabhāva-Begriff, den Nāgārjuna destruiert hatte. Die Theorie der Atome und ihrer Qualitäten ist die Verteidigung intrinsischer, relationsunabhängiger Bestimmtheit. Die Kategorie der Besonderheit – viśeṣa – ist die ontologische Antwort auf das Identitätsproblem: ein intrinsisches, nicht weiter analysierbares Individualitätsmerkmal ewiger Substanzen. Hier berührt die Vaiśeṣika-Ontologie etwas, das strukturell an die Grenzstruktur erinnert: ein Element, das nicht weiter positiv bestimmt werden kann. Der Unterschied zur apophatischen Reaktion liegt in der Reaktion auf diesen Befund: Die Vaiśeṣika-Tradition behandelt den viśeṣa als unmittelbar ontologisch gegeben – als einen letzten positiven Bestand, der keine weitere Begründung erfordert.

Die Nyāya-Vaiśeṣika-Tradition ist kein negativer Testfall in dem Sinn, dass sie das ontologische Unternehmen vollständig betreibt und dabei keine Grenzstruktur erzeugt. Sie erzeugt die Grenzstruktur, aber sie bearbeitet sie nicht in der Richtung, die die Invarianzthese als die philosophisch vollständige beschreibt. Sie ist der Fall einer Tradition, die die reflexive Wendung aktiv verweigert und die zeigt, was das ontologische Unternehmen ohne diese Wendung leistet und was es schuldig bleibt. Die drei Spannungen – das Verhältnis zwischen Atomismus und Kausalität, das Verhältnis zwischen Universalien und Individuen, das Verhältnis zwischen den vollständig positiv bestimmbar Grundeinheiten und den Qualitäten zusammengesetzter Gegenstände – zeigen, dass das Programm vollständiger positiver Bestimmbarkeit an Grenzen stößt, die es durch seine eigenen Mittel nicht vollständig schließen kann. Die Grenzstruktur ist präsent; sie wird nur nicht als Grenzstruktur behandelt. Darin liegt der philosophische Befund dieses negativen Testfalls.

Gesamtauswertung der Fallstudien der Vorlesung

Die strukturelle Invarianz im Spiegel ihrer Realisierungen

Diese Gesamtauswertung hat nicht die Aufgabe, die Einzelergebnisse der Fallstudien der Vorlesung zu wiederholen. Sie hat die Aufgabe, das Bild zu zeichnen, das sich aus der Zusammenschau aller Fallstudien ergibt: die Muster der strukturellen Homologie, die produktive Funktion der Differenzen, die Bedingungen, unter denen die Invarianzthese gilt, und die Grenzen, an denen sie scheitert oder scheitern könnte.

I. Die bestätigenden Hauptfälle: Kern der Invarianz

Die acht Hauptfallstudien der Vorlesungen 3 bis 6 – Plotin, Dionysios, Eckhart, Hegel, Whitehead, Nāgārjuna, Śaṅkara, das Daodejing und Fazang – bilden das Fundament der empirischen Evidenz für die Invarianzthese. Sie wurden nicht zufällig ausgewählt, sondern nach dem Prinzip der maximalen historischen und kategorialen Differenz: Sie repräsentieren vier voneinander unabhängige Traditionsräume (westliche Antike und Mittelalter, westliche Moderne, indische Philosophie, chinesische Philosophie) und decken einen Zeitraum von mehr als anderthalb Jahrtausenden ab.

Was diese acht Fälle trotz ihrer erheblichen inhaltlichen Differenzen eint, ist die Realisierung der strukturellen Minimalform, die in der Einleitung dieser Untersuchung als der gemeinsame Nenner aller apophatischen und prozessualen Operationen identifiziert wurde: die Identifikation eines Ermöglichungsgrundes, der nicht selbst Element der von ihm ermöglichten Ordnung ist; die Erkenntnis seiner Uneinholbarkeit durch positive Bestimmungen; und die apophatische Reaktion, die die Differenz zwischen Ermöglichungsgrund und ermöglichter Ordnung schützt.

Bei Plotin ist der Ermöglichungsgrund das Eine jenseits des Seins, das jeder positiven Bestimmung widersteht, weil jede solche Bestimmung eine innere Differenz in es einführen würde. Bei Dionysios ist es der christliche Gott, der kataphatisch beschrieben und apophatisch überstiegen werden muss, weil keine positive Aussage seiner unendlichen Fülle gerecht wird. Bei Eckhart ist es die Gottheit, die von Gott als dem relationalen Schöpfergott unterschieden wird und die sich jeder Bestimmung entzieht – wobei bei ihm erstmals die prozessuale Dimension der Entblößung und des Durchbruchs explizit wird.

Bei Nāgārjuna ist der Ermöglichungsgrund dezentriert: nicht ein ausgezeichnetes Prinzip, sondern die universale Struktur des praṭīyasamutpāda, des abhängigen Entstehens, das sich als śūnyatā jeder positiven Bestimmung entzieht. Bei Śaṅkara kehrt die Zentrierung zurück: Brahman als nirguṇa, ohne Eigenschaften, wird durch die neti neti-Formel apophatisch markiert, während die Erscheinungswirklichkeit als māyā einen eigentümlichen ontologischen Status zwischen Sein und Nicht-Sein erhält.

Bei Whitehead, dem modernen Gegenpart zu Nāgārjuna, ist der Ermöglichungsgrund die Kreativität als ultimatives Prinzip, das in jeder actual occasion instanziiert wird, ohne selbst eine actual occasion zu sein. Die apophatische Dimension ist hier nicht explizit als Negation formuliert, aber strukturell notwendig: Die Kreativität entzieht sich jeder positiven Bestimmung, weil sie das ist, was alle positiven Bestimmungen ermöglicht. Bei Heidegger schließlich ist das Sein als Ereignis sowohl der Entzug als auch die Gabe: Es gibt sich, indem es sich entzieht, und dieser Entzug ist konstitutiv für seine Weise, zu sein.

Die strukturelle Homologie dieser acht Fälle ist nicht auf der Ebene der Terme nachweisbar – die Begriffe "Eines", "Gottheit", "śūnyatā", "Kreativität", "Sein" sind offensichtlich nicht identisch. Sie ist auf der Ebene der philosophischen Operation nachweisbar: in der Weise, wie jeder dieser Denker auf die Spannung zwischen der Notwendigkeit, den Ermöglichungsgrund zu denken, und der Unmöglichkeit, ihn vollständig positiv zu bestimmen, mit einer Operation reagiert, die positive Bestimmungen zurückweist oder relativiert, ohne in Schweigen zu verfallen. Diese Operation ist die apophatische, und sie ist in allen acht Fällen mit einer prozessualen Dimension verbunden – bei Eckhart und Whitehead explizit, bei Plotin und Dionysios implizit, bei Nāgārjuna und Fazang als die Kehrseite der Leerheit.

II. Die Grenzfälle: partielle Realisierungen und ihre Bedeutung

Neben den bestätigenden Hauptfällen gibt es eine Reihe von Grenzfällen, die die strukturelle Minimalform nur partiell oder mit signifikanten Modifikationen realisieren. Diese Fälle sind keine Widerlegungen der Invarianzthese; sie sind ihre Prüfsteine. Sie zeigen, unter welchen Bedingungen die strukturelle Operation gelingt und unter welchen sie modifiziert oder blockiert wird.

Hegel ist der vielleicht wichtigste Grenzfall. Seine Logik ist die elaborierteste prozessuale Ontologie der westlichen Tradition vor Whitehead. Das Werden ist die erste konkrete Kategorie; Identität wird aus Negativität erzeugt; die dialektische Bewegung ist der Motor der Bestimmungsentfaltung. Und doch neutralisiert Hegel die Grenzstruktur, indem er sie teleologisch schließt: Das absolute Wissen ist der Zustand, in dem alle Negativität eingeholt und der Überschuss, der jeder Bestimmung immanent ist, in den vollständigen Begriff integriert ist. Die apophatische Dimension, die in der offenen Prozessualität angelegt wäre, wird durch die Schließung des Systems neutralisiert. Hegel ist damit kein Gegenbeispiel zur Invarianzthese, sondern ihr Grenzfall: Er zeigt, wohin die prozessuale Reaktionsform führt, wenn sie teleologisch geschlossen wird – und dass diese Schließung die Grenzstruktur verfehlt.

Nietzsche ist ein ambivalenter Zeuge anderer Art. Seine Philosophie des Willens zur Macht und der ewigen Wiederkehr ist eine der radikalsten Formen der offenen Prozessualität ohne Telos. Die ewige Wiederkehr ist die Absage an jeden finalen Zustand, an jede letzte Rechtfertigung, an jedes Jenseits des Werdens. Aber Nietzsche lehnt die apophatische Dimension ausdrücklich ab: Für ihn ist jede Rede von einem Ermöglichungsgrund jenseits der positiven Bestimmungen ein Rest des Platonismus, eine Flucht aus der Wirklichkeit in eine Hinterwelt. Seine Philosophie realisiert die prozessuale Dimension in Reinform – und bleibt damit, aus der Perspektive der Komplementaritätsthese, unvollständig. Die Grenzstruktur ist bei Nietzsche nicht durch eine apophatische Operation markiert, sondern durch die affirmative Bejahung des Werdens. Ob diese Bejahung die apophatische Dimension ersetzen oder überflüssig machen kann, ist eine offene Frage, die Nietzsche der Philosophie hinterlassen hat.

Derridas Khôra ist ein Grenzfall eigener Art. Die Khôra ist das Empfangsmedium aller Bestimmungen, das selbst keine Bestimmungen hat. Sie ist apophatisch im reinsten Sinn: Sie entzieht sich jeder positiven Beschreibung, jeder kategorialen Einordnung, jeder

mythologischen oder philosophischen Fixierung. Aber sie hat – anders als das Eine bei Plotin, anders als die Kreativität bei Whitehead – keine Ermöglichungsdimension. Sie ist passiv, nicht aktiv; sie empfängt, was ihr gegeben wird, ohne selbst etwas zu erzeugen. Die prozessuale Dimension, die in der Grenzontologie dieser Untersuchung die positive Kehrseite der apophatischen Markierung ist, fehlt bei der Khôra systematisch. Derrida realisiert damit die apophatische Dimension in ihrer reinsten Form – aber um den Preis der philosophischen Vollständigkeit.

Deleuze schließlich radikalisiert die prozessuale Dimension zu einer Philosophie der reinen Immanenz. Das Virtuelle ist real, ohne aktuell zu sein; die Intensitäten sind die produktiven Kräfte der Differenz; die Immanenzebene kennt keine Transzendenz. Deleuze lehnt die apophatische Dimension ab, weil er in ihr einen Rest von Transzendenz sieht. Aber seine eigene Philosophie erzeugt eine implizite apophatische Struktur: Das Virtuelle kann nicht vollständig positiv beschrieben werden, ohne aktualisiert zu werden; jede Beschreibung des Virtuellen als eines Objekts würde seine Virtualität zerstören. Diese Selbstuntergrabung der radikalen Immanenz ist die apophatische Dimension, die Deleuze nicht thematisiert, die aber in der Struktur seiner Philosophie angelegt ist.

Die Grenzfälle zeigen, dass die strukturelle Minimalform nicht in jeder Philosophie vollständig realisiert ist, dass es partielle Realisierungen, Modifikationen und systematische Verkürzungen gibt. Aber sie zeigen auch, dass diese Modifikationen ihren Preis haben: Hegels Schließung neutralisiert die Grenzstruktur, Nietzsches reine Prozessualität verzichtet auf die apophatische Markierung, Derridas Khôra hat keine Ermöglichungsdimension, Deleuzes radikale Immanenz erzeugt eine implizite apophatische Aporie. Keiner dieser Grenzfälle stellt die Invarianzthese in Frage; sie bestätigen sie indirekt, indem sie zeigen, was verloren geht, wenn eine der beiden Dimensionen fehlt oder die Grenzstruktur geschlossen wird.

III. Die unerwarteten Zeugen: wenn die Grenzstruktur unabhängig entsteht

Eine der überraschendsten Erkenntnisse der Anhang-Analysen ist, dass die strukturelle Minimalform nicht nur in der philosophischen Tradition im engeren Sinn auftritt, sondern auch in Kontexten, die von dieser Tradition völlig unabhängig sind. Karen Barad entwickelt ihre Ontologie aus der Quantenmechanik, nicht aus der Lektüre von Plotin oder Nāgārjuna. Der ontische strukturelle Realismus entsteht aus der Debatte über wissenschaftlichen Realismus und die pessimistische Metainduktion, nicht aus der Reflexion auf negative Theologie. Die Debatte über vague objects entspringt der inneren Logik der Identitätstheorie in der analytischen Metaphysik.

Dass diese völlig unabhängigen Problemkonstellationen auf strukturell vergleichbare Figuren führen, ist ein starkes Argument für die Invarianzthese. Barads agentielle Schnitte konstituieren Bestimmtheit durch Ausschluss; die konstitutiven Ausschlüsse entziehen sich der vollständigen positiven Fixierung. Der ontische strukturelle Realismus stößt an die Grenze der positiven Bestimmbarkeit, wenn er nach der intrinsischen Natur der Relata fragt, die durch die Strukturen nicht erfasst wird. Die Debatte über vague objects zeigt, dass die Identitätsbedingungen von Gegenständen nicht vollständig positiv fixiert werden können, ohne auf eine Grenzstruktur zu stoßen, die sich der Fixierung entzieht.

Diese Fälle sind besonders wertvoll für die Invarianzthese, weil sie den Einwand ausschließen, die strukturellen Homologien seien das Ergebnis einer gemeinsamen philosophischen Tradition oder einer kulturellen Prägung. Barad, der ontische strukturelle Realismus und die Debatte über vague objects entstammen Kontexten, die von den apophatischen und prozessualen Traditionen des Westens, Indiens und Chinas völlig unabhängig sind. Dass sie dennoch auf dieselben strukturellen Figuren stoßen, kann nur durch eine gemeinsame Problemstruktur erklärt werden – durch die Grenzstruktur, die jeder konsequenten Reflexion auf Bestimmtheit immanent ist.

IV. Die widerständigen Fälle: die Bedingtheit der Invarianz

Die Existenz widerständiger Fälle – Positionen, die die strukturelle Minimalform nicht realisieren, ohne in Inkonsistenz zu verfallen – ist für die methodische Redlichkeit der Invarianzthese konstitutiv. Die These behauptet nicht, dass alle Philosophien auf die Grenzstruktur stoßen; sie behauptet, dass diejenigen Philosophien, die das ontologische Unternehmen vollständig betreiben – die die reflexive Wendung vollziehen und die Bedingungen ihrer eigenen Bestimmungsleistung thematisieren –, auf die Grenzstruktur stoßen müssen. Die widerständigen Fälle bestätigen diese Bedingung, indem sie zeigen, dass es elaborierte, kohärente philosophische Positionen gibt, die die reflexive Wendung nicht vollziehen.

Ibn Rushds Vollkommenheitslogik ist der instruktivste widerständige Fall. Er operiert mit einer anderen ontologischen Grundfigur: nicht der Ermöglichungslogik, sondern der Vollkommenheitslogik. Das erste Prinzip ist bei ihm nicht die Bedingung der Möglichkeit von Bestimmtheit überhaupt, sondern das vollkommenste Seiende innerhalb der Ordnung des Bestimmten. Als vollkommenstes Seiendes kann es positiv bestimmt werden: Es ist reiner Akt, Intellekt, Selbstdenken. Die apophatische Operation, die aus der Spannung zwischen dem Prinzip als Ermöglichungsgrund und der Unmöglichkeit seiner positiven Bestimmung hervorgeht, wird durch diese Verschiebung vermieden. Ibn Rushd zeigt, dass es eine kohärente Alternative zur Ermöglichungslogik gibt – und dass die Invarianzthese nur für diejenigen gilt, die den Ermöglichungsgedanken ernst nehmen.

Die Nyāya-Vaiśeṣika-Tradition ist der zweite wichtige widerständige Fall. Sie entwickelt eine der elaboriertesten positiven Ontologien der Philosophiegeschichte: eine Atomistik, in der die letzten Grundeinheiten intrinsisch bestimmt sind; eine Kategorienlehre, die das Seiende vollständig klassifiziert; eine Erkenntnistheorie, die die vollständige kognitive Zugänglichkeit dieser Struktur behauptet. Auch hier fehlt die reflexive Wendung. Die Tradition stößt auf interne Spannungen – das Problem der Individuation durch viśeṣa, das Problem der Inhärenzrelation samavāya, die Aporien der Theologie –, aber sie reagiert auf diese Spannungen durch weitere positive Bestimmungen, nicht durch eine Reflexion auf die Bedingungen der Bestimmbarkeit. Die Nyāya-Vaiśeṣika-Tradition ist damit der negative Testfall für die Invarianzthese: Sie zeigt, dass es möglich ist, eine elaborierte Ontologie zu betreiben, ohne die reflexive Wendung zu vollziehen – und dass diese Möglichkeit die Invarianzthese nicht widerlegt, sondern ihre konditionale Struktur bestätigt.

Die widerständigen Fälle lehren uns, dass die Grenzstruktur nicht unvermeidlich ist. Es gibt Denker und Traditionen, die an ihr vorbeigehen, indem sie eine andere Grundfigur wählen (Vollkommenheit statt Ermöglichung) oder indem sie die reflexive Wendung aktiv verweigern

(durch Intensivierung des positiven Programms). Aber sie lehren uns auch, dass diese Wege ihren Preis haben: Sie hinterlassen Spannungen, die sie nicht auflösen können, und sie verfehlen eine Dimension der ontologischen Reflexion, die in der apophatischen und prozessualen Tradition erschlossen wird.

V. Die vier Strukturmerkmale performativer Apophatik

Ein zentrales Ergebnis der vergleichenden Analyse ist die Identifikation von vier Strukturmerkmalen, die die performative Apophatik als Typ konstituieren und die in allen vollständig realisierenden Fallstudien nachweisbar sind.

Erstens: Immanente Kritik. Die performative Apophatik setzt keinen externen Maßstab ein, von dem aus die Inadäquatheit positiver Bestimmungen des Ermöglichungsgrundes beurteilt wird. Sie entwickelt die Konsequenzen dieser Bestimmungen aus ihren eigenen Prämissen heraus und zeigt, dass diese Konsequenzen die Funktion unterminieren, die die Bestimmungen erfüllen sollen. Nāgārjunas prasaṅga-Argumentation ist das reinste Beispiel: Sie zeigt, dass die svabhāva-Annahme zu Aporien führt, die der Gegner selbst nicht akzeptieren kann. Aber auch Whiteheads Kritik der Substanzontologie ist immanent: Sie zeigt, dass das substanzontologische Modell die Phänomene der Zeitlichkeit und Prozessualität nicht erklären kann. Und Eckharts Predigten vollziehen eine immanente Kritik der positiven Gottesvorstellungen, indem sie den Hörer durch eine Bewegung führen, die jede vorläufige Fixierung durch die nächste unterläuft.

Zweitens: Asymmetrie von Destruktion und Konstruktion. Die performative Apophatik destruiert positive Fixierungen, ohne an ihrer Stelle neue zu konstruieren. Dies unterscheidet sie von der dialektischen Aufhebung bei Hegel, die die Destruktion einer Bestimmung als Schritt zu einer reicheren, umfassenderen Bestimmung versteht. Bei Nāgārjuna ist dies explizit: Das prasaṅga-Argument stellt keine eigene positive These auf; es zeigt nur, dass die gegnerische These unhaltbar ist. Bei Whitehead zeigt sich diese Asymmetrie in der Bestimmung der Kreativität als ultimative, die nicht weiter analysiert werden kann. Bei Eckhart endet die Entblößungsbewegung nicht in einer neuen positiven Bestimmung der Gottheit, sondern in der Offenheit, die nach dem Loslassen aller Bestimmungen verbleibt.

Drittens: Selbstanwendung. Die performative Apophatik wendet auf sich selbst an, was sie über die Grenzstruktur zeigt. Die apophatische Operation gilt nicht nur für die positiven Bestimmungen des Ermöglichungsgrundes, sondern auch für die Rede, die die apophatische Operation vollzieht. Nāgārjuna betont, dass śūnyatā selbst leer ist. Eckhart fordert, dass die Seele nicht nur von allen Bildern, sondern auch von der Armut selbst arm werden müsse. Das Daodejing sagt, dass das xuan – das Dunkel – selbst dunkel ist. Diese Selbstanwendung verhindert, dass die apophatische Operation in eine neue positive Metaphysik umschlägt; sie sichert, dass die Grenzmarkierung nicht selbst zum positiven Besitz wird.

Viertens: Verweisung auf das Nicht-Assertorische durch Vollzug. Das entscheidende Merkmal der performativen Apophatik ist, dass sie die Grenzstruktur nicht beschreibt, sondern durch ihren Vollzug anzeigt. Sie sagt nicht, was der Ermöglichungsgrund ist; sie vollzieht einen Bewegungsgang, an dessen Ende das Denken an einem Ort angelangt ist, von dem aus diese Dimension sichtbar ist. Nāgārjunas prasaṅga-Argumente sind nicht

assertorische Aussagen über śūnyatā; sie sind Vollzüge, die den Zusammenbruch der svabhāva-Annahme herbeiführen, in dem śūnyatā sichtbar wird. Eckharts Predigten sind nicht Lehren über die Gottheit; sie sind Vollzüge der Entblößung, die den Hörer durch die Sprache transformieren. Das Daodejing ist keine Theorie des Dao; es ist ein aphoristischer Vollzug, der den Leser an die Grenze führt, wo das Dao sich zeigt, indem es sich entzieht.

Diese vier Merkmale sind in den vollständig realisierenden Fallstudien unterschiedlich stark ausgeprägt, aber sie sind in allen nachweisbar. Sie konstituieren den Typ der performativen Apophatik, der sich von der epistemischen, linguistischen und ontologischen Apophatik unterscheidet – und der den philosophisch reichsten Vollzug der Grenzstruktur darstellt.

VI. Die Komplementarität von Apophatik und Prozess

Das vielleicht wichtigste Ergebnis der Fallstudien ist die Bestätigung der Komplementaritätsthese: Apophatik und Prozess sind keine konkurrierenden Antworten auf dieselbe Frage, sondern zwei Seiten derselben Grenzstruktur. In den vollständig realisierenden Fällen sind sie nicht additiv kombiniert, sondern strukturell miteinander verbunden.

Bei Eckhart ist die Entblößung von allen Bestimmungen die Bedingung der Geburt des Wortes in der Seele. Die apophatische Operation ist nicht das Ende, sondern der Anfang des prozessualen Geschehens. Der Durchbruch zur Gottheit ist zugleich der Vollzug der Geburt. Apophatik und Prozess sind hier zwei Momente einer einzigen Bewegung.

Bei Whitehead ist die Kreativität als apophatisch unbestimmbares Prinzip die Bedingung der prozessualen Novität. Gerade weil die Kreativität nicht auf eine bestimmte Form der Produktivität festgelegt ist, kann sie immer Neues ermöglichen. Die apophatische Offenheit des Ermöglichungsgrundes ist die Bedingung der prozessualen Offenheit der Wirklichkeit.

Bei Nāgārjuna sind śūnyatā und pratītyasamutpāda zwei Beschreibungen derselben Grundstruktur. Die Leerheit von svabhāva ist die apophatische Seite; das abhängige Entstehen ist die prozessuale Seite. Beide sind notwendig, und keine kann die andere ersetzen. Wer nur die Leerheit betont, verfällt in Nihilismus; wer nur das abhängige Entstehen betont, übersieht die Grenzstruktur, die es trägt.

Bei Fazang ist die Totalinterpenetration aller Phänomene die radikalste Form der prozessualen Ontologie. Und doch ist diese prozessuale Dynamik von einer impliziten apophatischen Dimension getragen: Das Prinzip li, das die Interpenetration ermöglicht, kann nicht selbst als ein Phänomen unter anderen beschrieben werden, ohne seine Funktion zu verlieren. Die Bezeichnung der ontologischen Grundrelationen als "Mysterien" – xuan – ist die apophatische Markierung dieser Grenze.

Bei Barad schließlich sind der agentielle Schnitt (apophatisch unbestimmbar) und die Intra-Aktion (prozessuale Konstitution) zwei Seiten desselben ontologischen Geschehens. Der Schnitt konstituiert Bestimmtheit, indem er ausschließt – und dieser Ausschluss ist konstitutiv, nicht akzidentell. Die constitutive exclusion ist die apophatische Dimension der prozessualen Intra-Aktion.

Die Fälle, die nur eine der beiden Dimensionen realisieren – Plotin und Dionysios (reine Apophatik ohne explizite Prozessualität), Nietzsche (reine Prozessualität ohne Apophatik), Derridas Khôra (reiner Entzug ohne Ermöglichung) – erweisen sich als philosophisch unvollständig. Sie erfassen die Grenzstruktur nur von einer Seite und verfehlen ihre Doppelfunktion als Entzug und Ermöglichung. Diese Unvollständigkeit ist kein Einwand gegen diese Positionen, aber sie ist ein Indiz dafür, dass die Komplementaritätsthese nicht eine willkürliche Konstruktion ist, sondern die Sache selbst betrifft.

VII. Was die Differenzen lehren

Die Fallstudien unterscheiden sich nicht nur in der Gewichtung von apophatischer und prozessualer Dimension, sondern auch in der ontologischen Architektur, in der diese Dimensionen realisiert werden. Diese Differenzen sind für die Invarianzthese nicht störend, sondern informativ.

Zentrierte versus dezentrierte Ermöglichungsgründe: Bei Plotin, Dionysios, Eckhart, Śaṅkara und Heidegger ist der Ermöglichungsgrund ein ausgezeichnetes Prinzip (das Eine, Gott, die Gottheit, Brahman, das Sein). Bei Nāgārjuna, Fazang, im Daodejing und bei Barad ist der Ermöglichungsgrund dezentriert: nicht ein Prinzip, sondern eine universale Struktur (pratītyasamutpāda, li, Dao, agentielle Schnitte). Beide Architekturen realisieren die strukturelle Minimalform. Die Invarianzthese ist neutral gegenüber der Frage, ob der Ermöglichungsgrund zentriert oder dezentriert ist – solange die strukturelle Operation gewahrt bleibt.

Teleologische versus offene Prozessualität: Bei Hegel ist die Prozessualität teleologisch geschlossen; sie läuft auf das absolute Wissen als Telos zu. Bei Whitehead, Bergson, Nāgārjuna, Fazang, im Daodejing und bei Barad ist die Prozessualität offen; sie hat kein abschließendes Telos. Die Invarianzthese bevorzugt die offene Prozessualität, weil sie mit der Grenzstruktur verträglicher ist – aber sie erkennt an, dass auch die teleologische Variante eine Realisierung der prozessualen Reaktionsform darstellt, wenn auch eine, die an ihre eigene Grenze stößt.

Explizite versus implizite Apophatik: Bei Plotin, Dionysios, Śaṅkara und Nāgārjuna ist die apophatische Operation explizit: Sie wird durch Negationen, Überstiegsfiguren oder prasaṅga-Argumente ausdrücklich vollzogen. Bei Whitehead, Fazang, im Daodejing und bei Barad ist die apophatische Dimension implizit: Sie ist in die Architektur der positiven Ontologie eingebaut, wird aber nicht als eigene Operation thematisiert. Die Invarianzthese gilt für beide Formen; die Notwendigkeit der apophatischen Dimension zeigt sich auch dort, wo sie nicht explizit ausgewiesen wird.

Diese Differenzen zeigen, dass die strukturelle Invarianz keine inhaltliche Uniformität erzwingt. Die Grenzstruktur kann in verschiedenen ontologischen Architekturen, mit verschiedenen Graden der Explizitheit und mit verschiedenen Akzentuierungen realisiert werden. Die Invarianzthese ist die These der Invarianz der strukturellen Operation, nicht die These der Identität der inhaltlichen Realisierungen.

VIII. Die Grenzen der Invarianz: was die Fallstudien nicht zeigen

Die Fallstudien haben die Invarianzthese gestützt, aber nicht bewiesen. Drei Grenzen müssen explizit benannt werden.

Die erste Grenze ist die Selektivität der Auswahl. Die Untersuchung hat eine Reihe von Fallstudien durchgeführt – eine beträchtliche Menge, aber kein vollständiger Überblick über die Philosophiegeschichte. Es gibt andere Traditionen (die islamische Philosophie außer Ibn Rushd, die japanische Philosophie, die afrikanische Philosophie, die jüdische Philosophie), die nicht oder nur am Rande behandelt wurden. Es ist möglich, dass es in diesen Traditionen Positionen gibt, die die reflexive Wendung vollziehen, ohne auf die apophatische und prozessuale Reaktionsform zu stoßen. Solche Positionen wären echte Gegenbeispiele und würden die Invarianzthese widerlegen. Die Untersuchung hat sie nicht gefunden, aber sie kann ihre Nichtexistenz nicht beweisen.

Die zweite Grenze ist die Interpretationsabhängigkeit der Analyse. Die Identifikation der strukturellen Minimalform in den Fallstudien setzt eine bestimmte Lesart der Texte voraus. Ein Spezialist für Nāgārjuna könnte argumentieren, dass die prasaṅga-Argumentation anders zu verstehen ist – nicht als performative Apophatik, sondern als reine Widerlegung ohne positive philosophische Bedeutung. Ein Whitehead-Spezialist könnte bestreiten, dass die Kreativität eine apophatische Dimension hat. Die Fallstudien sind interpretationsabhängig, und die Invarianzthese steht und fällt mit der Plausibilität dieser Interpretationen.

Die dritte Grenze betrifft den normativen Charakter der These. Die Invarianzthese behauptet nicht nur, dass die apophatische und prozessuale Reaktionsform in bestimmten Traditionen vorkommen; sie behauptet, dass sie notwendige Bedingungen der vollständigen Ontologie sind. Diese normative Behauptung kann durch die bloße Beobachtung faktischer Vorkommnisse nicht bewiesen werden. Sie verlangt die transzendente Begründung – eine Begründung, die nicht von den Fallstudien abhängt, sondern auf der Analyse der Bedingungen der Möglichkeit von Bestimmtheit beruht. Die Fallstudien stützen diese Begründung, indem sie zeigen, dass die behaupteten strukturellen Notwendigkeiten tatsächlich realisiert werden. Aber sie ersetzen die Begründung nicht.

IX. Fazit: Die Fallstudien als empirisches Fundament der Invarianzthese

Die Gesamtauswertung der Fallstudien zeigt ein klares Bild: In acht Hauptfallstudien aus vier voneinander unabhängigen Traditionsräumen wird die strukturelle Minimalform der apophatischen und prozessualen Reaktionsform realisiert. In drei weiteren Anhangsfällen tritt sie in Kontexten auf, die von der philosophischen Tradition völlig unabhängig sind – in der Quantenmechanik (Barad), in der Wissenschaftsphilosophie (ontischer struktureller Realismus) und in der analytischen Metaphysik (vague objects). Die Grenzfälle (Hegel, Nietzsche, Derrida, Deleuze) zeigen, was verloren geht, wenn die strukturelle Minimalform nur partiell realisiert wird. Die widerständigen Fälle (Ibn Rushd, Nyāya-Vaiśeṣika) zeigen, dass die Invarianzthese eine Bedingung hat: die Vollendung der reflexiven Wendung.

Das Bild, das sich aus der Zusammenschau aller Fallstudien ergibt, ist das einer strukturellen Invarianz, die sich in einer bemerkenswerten inhaltlichen Variationsbreite realisiert. Die apophatische und prozessuale Reaktionsform ist nicht an eine bestimmte Kultur, eine bestimmte Epoche, eine bestimmte Religion oder eine bestimmte philosophische

Schule gebunden. Sie tritt überall dort auf, wo Denken die Frage nach dem Ermöglichungsgrund von Bestimmtheit konsequent verfolgt – in der Neuplatonischen Metaphysik ebenso wie im Madhyamaka-Buddhismus, in der spekulativen Metaphysik der Moderne ebenso wie in der daoistischen Philosophie, in der zeitgenössischen Wissenschaftsphilosophie ebenso wie in der analytischen Metaphysik.

Die Fallstudien liefern damit das empirische Fundament für die transzendente Begründung der Invarianzthese. Sie zeigen, dass die These nicht leer ist – dass es tatsächlich Traditionen gibt, in denen die apophatische und prozessuale Reaktionsform realisiert wird, und dass diese Realisierungen strukturell homolog sind. Die transzendente Begründung zeigt, warum diese Homologie notwendig ist: weil die Grenzstruktur der Bestimmtheit eine transzendente Bedingung jeder vollständigen Ontologie ist. Die Fallstudien und die transzendente Begründung gehören zusammen: Die einen liefern das "dass", die andere das "warum". Zusammen bilden sie den empirischen und transzendentalen Doppelnachweis der Invarianzthese, die diese Untersuchung zu begründen versucht hat.

Anhang Ende